

Carlos, Angela Merkel, Dieter Meier, Daniel Kehlmann, Mark «E» Everett

Nummer 36 – 5. September 2013 – 81. Jahrgang – Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.90

DIE WELTWOCHEN

80 JAHRE QUALITÄT



Ackermanns Fahnenflucht

Was ist bloss mit der Schweizer Wirtschafts-Elite los?

Von Roger Köppel

Grossartige Wechseljahre

Ein Loblied auf die zu Unrecht verteufelte Menopause. *Von Kathy Lette*

Von Churchill bis Assad: Die Saat der Gewalt

Wie der Westen versagte und das Unheil im Nahen Osten begann.

Von Urs Gehriger



3 6

15. März – 17. November 2013
Bernisches Historisches Museum

Das «8. Weltwunder» – jetzt in Bern

Qin – Der unsterbliche Kaiser
und seine Terrakottakrieger

www.qin.ch

Tickets auf
www.qin.ch

Ein Kulturrengagement von



Intern

Während über zwei Jahrzehnten hatte Hansueli Gürber (SP), Leitender Jugendanwalt der Stadt Zürich, nie ein Problem mit der Presse. In der Regel berichteten die Journalisten brav, was er ihnen vorgab. So etwa bei der vermeintlichen «Massenvergewaltigung von Seebach», die 2006 für Schlagzeilen sorgte; Gürber meisterte den Fall mit beachtlichem Fingerspitzengefühl. Mag sein, dass der 62-Jährige deshalb die Brisanz der Geschichte um den Messerstecher «Carlos» völlig verkannte, als er dem TV-Reporter Hanspeter Bäni einen ungeschminkten Einblick in seine Arbeit und sein Privatleben gewährte – und damit einen gewaltigen Wirbel



Ungeschminkter Einblick: «Carlos».

auslöste. Die Selbstverständlichkeit, mit der sich der notorische Gewalttäter Carlos unter Gürbers Aufsicht zur Kampfmaschine ausbilden lässt, zeugt allerdings auch von einem erschreckenden Realitätsverlust bei den Jugendstrafbehörden. Kollege Alex Baur hat die Hintergründe der Affäre recherchiert. **Seite 26**

Die halbe Welt diskutiert über einen möglichen Militärschlag gegen das syrische Regime – als Antwort für den mutmasslichen Giftgaseinsatz gegen die eigene Bevölkerung. Sogenannte Experten werden befragt, und unzählige Kommentatoren geben ihre Einschätzungen ab. Doch die allerwenigsten von ihnen waren in den letzten zwei Jahren in Syrien und kennen die Lage aus eigener Anschauung. Unser Reporter Kurt Pelda ist einer der ganz wenigen Journalisten, die regelmässig ins syrische Bürgerkriegsgebiet reisen. Er glaubt, dass der Westen aufgrund fehlerhafter Situationsanalysen zu falschen Schluss-

folgerungen kommt. Statt ständig die schicksalhafte Wahl zwischen Assad oder al-Qaida an die Wand zu malen, sollte der Westen endlich Assad schwächen und zugleich die gemässigten Kräfte innerhalb der Opposition stärken. Ein Militärschlag allein reicht dazu nicht aus. **Seite 14**



Falsche Schlüsse: syrische Rebellen.

Sein drei Millionen Mal verkaufter Welterfolg «Die Vermessung der Welt» machte Daniel Kehlmann zu einem der erfolgreichsten deutschsprachigen Schriftsteller der Neuzeit. Sven Michaelsen traf den 38-Jährigen zum Interview in einem Berliner Restaurant. Dass Kehlmann auf den Kaviar-Festen der Berliner Gesellschaftsdame Isa Gräfin von Hardenberg ebenso präsent ist wie bei Treffen seiner Freunde Jonathan Franzen, Zadie Smith und Jonathan Safran Foer, sorgt bei Kollegen und Kulturschreibern regelmässig für Ressentiments. Jüngstes Beispiel ist ein Facebook-Eintrag des ehemaligen *Zeit*-Feuilletonisten Robin Detje. O-Ton der Schmähung: «Das sind die Verheissungen des Kapitalismus: Schreiben können! Reich werden! Freunde haben! Dreimal, viermal ich verweise, eh ich Daniel Kehlmann lese.» **Interview: Seite 56**

In eigener Sache: Die *Weltwoche* rüstet weiter auf und verstärkt ihre Bundeshausredaktion gleich doppelt. Der langjährige Bundeshauschef Urs Paul Engeler kehrt mit einem Beratermandat zurück und schreibt auch selber Texte, wie in dieser Ausgabe auf Seite 11. Neu von der *Basler Zeitung* zur *Weltwoche* stösst Christian Mundt, 25. Der HSG-Absolvent hat Volkswirtschaft und Banking studiert und ist politisch im Vorstand der Jungfreisinnigen Schweiz aktiv. Wir heissen den neuen Kollegen herzlich willkommen und wünschen ihm viel Erfolg.

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur),

Alex Baur, Urs Gehrigler,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (Los Angeles),

Lucien Scherrer, Florian Schwab,

Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Pierre Heumann, Peter Holenstein,

Hansrudolf Kamer, Peter Keller,

Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscicono,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (New York),

Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (Leitung),

Verena Tempelmann, Joël Hunn (Assistent)

Layout: Tobias Schär (Leitung),

Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (Leitung), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (Leitung),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93,

info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



“WELCOME TO MY WORLD”



NAVITIMER

John Travolta ist nicht nur ein Ausnahmepilot mit über 7000 absolvierten Flugstunden und zehn Zulassungen auf verschiedenen Flugzeugtypen. Er begeistert sich auch für alles, was die authentische Aeronautik widerspiegelt – wie die Instruments for Professionals von Breitling. An seinem Handgelenk ein Navitimer Chronograf mit dem berühmten Aviatikrechenschieber. In der Kultur von Luftfahrtfreaks tickt wie in allen Breitling Modellen ein von der COSC – der höchsten offiziellen Instanz in Sachen Zuverlässigkeit und Präzision – Chronometer-zertifiziertes Werk. Willkommen in der Welt von Breitling.

Galli

GALLI HAT ZEIT – SEIT 125 JAHREN

Galli Uhren Bijouterie AG
Am Bellevue, Zürich



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

Endstation Schweiz

Begeisterung am Sägemehl.
Die vernünftige Ächtung des
Selbstmords. Was die Armee
bringt. *Von Roger Köppel*

Fluchtpunkt Swissness: Das Eidgenössische Schwing- und Älplerfest in Burgdorf ist Geschichte. Ich habe seit den Olympischen Spielen von Barcelona 1992, wo ich als Berichterstatter der NZZ dem verunglückten Auftritt des strauchelnden Favoriten Werner Günthör im Kugelstossen beiwohnte, keinen beeindruckenderen Sportanlass erlebt.

Zwar ergab es sich, das hinter mir gleich drei ehemalige Berner *Weltwoche*-Abonnenten sass, die bei meinem Anblick zunächst in eine Art Schockstarre des Zorns verfielen, weil sie nicht mit allen Standpunkten, die an dieser Stelle vertreten wurden, einverstanden waren. Im Verlauf des Sonntags und nach zusehends lockerer Unterhaltung allerdings tauten sie merklich auf und waren wieder wie ich in der Lage, den Anlass in vollen Zügen zu geniessen. Interessant war die enorme Bandbreite des Publikums, wobei sich auch Leute wie die Schriftstellerin Milena Moser, die den allseits umjubelten Nationalsport Schwingen noch vor wenigen Jahren kaum für zustimmungsfähig gehalten hätte, heute mühelos einreihen in den Reigen der Begeisterten.

Allerdings: Ich mag mich nicht an der kulturkritischen Debatte beteiligen, ob die explosionsartige Zunahme von Schwing-Enthusiasten lediglich ein Oberflächenphänomen darstellt, eine Art unfreundliche Übernahme des Schwingens auch durch Milieus, die in der Sägemehl-Disziplin bisher vor allem eine bemitleidenswerte Inkarnation der Rückständigkeit erblickt hätten. Tatsache ist doch, dass der vor zwanzig Jahren bis hinauf in den Bundesrat totgesagte und totgeschriebene Sonderfall Schweiz inzwischen wieder zum kulturellen Referenzpunkt avancierte über alle gesellschaftlichen Schamgrenzen hinweg.

Der intellektuelle Exodus, der in den neunziger Jahren zu einer bizarren Überschätzung der EU auf Kosten der Eidgenossenschaft führte, ist beendet, zumindest kann er heute nicht mehr offen zelebriert werden, es sei denn, man will sich lächerlich machen in den Augen einer wachsenden Mehrheit. Das von bedeutenden Gelehrten diagnostizierte alte «Unbehagen am Kleinstaat» hat sich, wie das Schwingfest beweist, zu einer neuen Behaglichkeit in der Schweiz gewandelt. Natürlich mag manches nur oberflächlich und ange-schminkt sein. Selbstverständlich werden die



Geld und Geist im Emmental.

EU-Skeptiker der SVP sich von einem Schwingfest-Auftritt der EU-beitrittswilligen FDP-Nationalrätin Christa Markwalder in Lokaltacht niemals in ihrem Misstrauen beirren lassen. Tatsache bleibt, dass die steigende Popularität des Schwingens in der Schweiz die steigende Popularität der Schweiz in der Schweiz widerspiegelt. Dass Sponsoren und Firmen daran ebenfalls wachsenden Gefallen finden, sollte die Schwinger nicht besorgen. Geld und Geist sind im Emmental wieder eine harmonische Beziehung eingegangen.

Die Selbstmorde von Spitzenmanagern bei der Swisscom und der Zurich haben eine weltfremde Debatte über angeblich zu hohen Leistungsdruck in den Führungsetagen internationaler Grosskonzerne entfacht. Man spricht von unhaltbaren Zumutungen für die meist hochbezahlten Führungskräfte. Sind unternehmerische Leistungen ohne Druck überhaupt denkbar? In den Befunden schwingen alte antikapitalistische und katholische Vorbehalte gegen Wettbewerb und Marktwirtschaft mit.

Da niemand als gefühllos oder gar als pietätlos rüberkommen möchte, wird einhellig Mitleid mit den prominenten Selbstmördern zelebriert, wobei das Wort Freitod auffällig oft in den Analysen aufscheint. Freitod klingt poetischer und heroischer als Selbstmord. Vor allem verschleiert das Wort die Bedeutung des Begriffs. Der Selbstmörder ist ein Mörder, der die Untat an sich selbst verübt. Als solcher trägt er die volle Verantwortung. Selbstmord klingt abschreckend, Freitod fast schon verlockend in seiner Anspielung auf das Wort Freiheit. Viele Menschen haben im Verlauf ihres Lebens vielleicht irgendwann einmal mit

dem Gedanken gespielt, sich, aus was für Motiven auch immer, umzubringen, aus Verzweiflung, aus Wut, aus Rache oder einfach deshalb, weil sie anderen ein schlechtes Gewissen einjagen wollten. Man sollte meines Erachtens Leuten, die durch eine schwierige, aber oft enden wollende Unglücksphase ihres Lebens gehen, den Ausstieg nicht dadurch erleichtern, dass man den Selbstmord zum «Suizid» neutralisiert oder als «Freitod» glorifiziert. Es ist gut, wenn der Selbstmord als Mord abschreckt und gesellschaftlich geächtet bleibt.

Kürzlich hielten angeblich kenntnisreiche «Headhunter» in einem Beitrag des Schweizer Radios fest, dass die Schweizer Armee als Rekrutierungsinstrument von Führungskräften ausgedient habe. Die beim Militär vermittelten Techniken seien überholt, nicht mehr zeitgemäss, den Einfühlungs- und Kommunikationsbedürfnissen heutiger Generationen nicht mehr angemessen. Ich halte dies für einen glatten Irrtum.

Der Erfolg von Schweizer Unternehmen hatte mit Sicherheit immer auch entscheidend damit zu tun, dass die Armee eine Lebensschule der Menschenführung war. Sie bot aufstrebenden Jungoffizieren die Möglichkeit, ihre Führungsqualitäten vor einer buntgemischten Truppe zu erproben. Das Militär hat aus führungstechnischer Sicht den herausfordernden Vorteil, dass sich der Vorgesetzte seine Untergebenen nicht selber aussuchen kann. Er muss also über Alters-, Bildungs- und Sprachgrenzen hinweg Menschen dazu bewegen, seinen Befehlen zu folgen, seine Autorität anzuerkennen.

Dass militärische Führungstechniken im engeren Sinn überholt sein sollen, halte ich für ausgemachten Unsinn. Armeen waren geschichtlich immer auf den Ernstfall ausgerichtet. Ihre Führungstechniken und Führungsstrukturen mussten unter extremen Belastungen funktionieren. Das macht sie auch für unternehmerische Aufgaben interessant. Die Schweizer Armee war zudem immer auch eine Lebensschule der Begegnung, in der man Kollegen in Extremsituationen kennenlernte und allmählich zu beurteilen verstand.

Aus solchen Bekanntschaften und Erkenntnissen sind hervorragende Teams in der Wirtschaft hervorgegangen. Wer es nicht erlebte, verspürt zeitlebens eine Lücke an interessanten Erfahrungen. Sollte die unverzichtbare Institution tatsächlich abgeschafft oder für berufsmässige Militärbegeisterte reserviert werden, wäre dies ein weiterer Schritt in der unnötigen Abschaffung schweizerischer Standortvorteile. Die Schweiz braucht möglicherweise keine teuren Kampfflugzeuge, aber sie braucht eine Armee, in der sich Beziehungen knüpfen lassen, von denen das Land in allen zivilen Sphären profitiert.



Verschlungene Wege: Kanzlerin Merkel. Seite 48



«Typisch Frau? Typisch Mann?»: Seite 35



Mission mit Folgen: T. E. Lawrence. Seite 42



Gesamtkunstwerk: Dieter Meier. Seite 32

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 Kommentar Kein Schweizer Stolz

11 Im Auge Sergey Brin, Google-Gründer

12 Kantone Das andere Bern

12 Finanzplatz Ein schlechter Deal

13 Personenkontrolle Hasler, Wyss, Banga, Rihs, Thomke, Scheidegger, Waser, Genner, Mauch, Hildebrand

13 Nachruf Muriel Siebert, Bankerin

14 Wie Obama Assad stoppen könnte

Nichtstun wäre riskanter als ein Militärschlag

16 Die Deutschen Offene Tage

16 Wirtschaft Jagd auf die Reichen

17 Ausland Vom Kraftakt zur Farce

18 Mörgeli Fünfzig Jahre Linksjustiz

18 Bodenmann Asyl für Mursi und Snowden

19 Medien Tante ohne Killerinstinkt

19 Gesellschaft Sängerinnen

20 Leserbriefe / Darf man das?

Hintergrund

22 Ackermanns Fahnenflucht

Ein Selbstmord als Vorwand für den Rückzug

24 Interview Psychiater Werner Strik über Verantwortung

26 Weg des geringsten Widerstands

Der «Fall Carlos» und die Mängel des Jugendstrafrechts

28 Essay Die «1:12»-Initiative attackiert die Schwächsten

29 Aarhus-Konvention Fremde Richter für die Umwelt

30 Ziemlich sexy, aber armgeredet

Winterthur: Rapport aus einer charmanten Steuerhölle

32 Der geniale Bluff

Grosser Wirbel um Dieter Meier im Aargauer Kunsthaus

34 Ausbildung Staatl. verordnete Lehrlingssteuer

35 Gleichstellung Gender-Ideologie im Berufswesen

36 Portokasse der Classe politique

Politiker profitieren von Geldern aus dem Lotteriefonds

38 Schweiz Der Reichtum ist älter als das Bankgeheimnis

40 Zürich Alternativen zum neuen Hardturm-Stadion

41 Forschung Psychologie der Warteschlange

42 Churchills Federstrich

Die fatalen Entscheide des damaligen Kolonialministers

46 Europäer in Missionarstellung

Auf dem Projekt EU lastet der Fluch des Grössenwahns

48 Das Chamäleon von Ostberlin

Angela Merkels bemerkenswerte Wendemanöver

52 Brief aus Berlin Sozialdemokratin Merkel siegt

53 Zeitgeschichte Weltwoche-Artikel vom 11. Juli 1979

54 Grossartige Wechseljahre

Bestseller-Autorin Kathy Lette über die Menopause

Auch Spitzenkoch
Andreas Caminada nutzt
den Combi-Steam von V-ZUG.



Gut erfunden:
Gourmet-Menü auf Knopfdruck.



Entscheiden Sie sich für Schweizer Qualität: der Combi-Steam XSL mit der Weltneuheit GourmetDämpfen.

Zu Hause kochen wie die Maîtres de Cuisine: Dank vorprogrammierter Gourmet-Rezepte gelangen Ihnen die feinsten Menüs auf Knopfdruck. Erfahren Sie mehr über unsere einzigartigen Innovationen und unsere 100-jährige Geschichte unter vzug.ch



«Man kann gar nicht offline genug sein»: Bestseller-Autor Kehlmann. Seite 56

Interview

56 «Ich war nicht besonders cool»

Von Daniel Kehlmann erscheint das neue Buch «F». Der 38-Jährige über prägende Figuren, seine Schulzeit und den Gehalt von Zombie-Filmen

Stil & Kultur

- 60 **Stil & Kultur** «American Modern: Hopper to O’Keeffe»
- 62 **Bestseller**
- 62 **Literatur** Martin Walsers neuer Roman über die Liebe
- 63 **Klassik** Talente an den Orpheum-Musikfesttagen
- 63 **Jazz** Carla Bley, Andy Sheppard, Steve Swallow
- 64 **Top 10**
- 64 **Kino** «Vijay and I»
- 65 **Fernseh-Kritik** «Schweizweit»
- 68 **Namen** Preise für gute Menschen
- 69 **Hochzeit** Beno Andereggen und Irina
- 69 **Thiel** Arm des Gesetzes
- 71 **Im Gespräch** Philippe Haussener, Unternehmer
- 72 **Wein** Eneo 2009
- 72 **Die Besten** Klassisch feminin
- 73 **Auto** Jaguar XJ 3.0 V6 4×4 Portfolio
- 73 **Zu Tisch** Restaurant «Kulm Eck», Seebad Heringsdorf (D)
- 74 **MvH trifft** Mark «E» Everett, Independent-Rockstar

Autoren in dieser Ausgabe

Karl Lüönd



Der 68-jährige Publizist ist eine prägende Figur im Schweizer Journalismus. Für die *Weltwoche* porträtiert der

frühere Chefredaktor und Mitbegründer der *Züri-Woche* die Stadt Winterthur, der er seit über dreissig Jahren verbunden ist. Seite 30

Kathy Lette



Die 54-jährige Australierin hat viele Bestseller über Frauen, Sex und Beziehungen geschrieben. In ihrem Essay widerlegt sie

ein weitverbreitetes Vorurteil: Die Wechseljahre seien überhaupt kein Anlass zur Panik, sondern viel mehr ein Grund, sich darauf zu freuen. Seite 54

SCHWEIZERISCHE
Gewerbezeitung

DIE ZEITUNG FÜR KMU

Morgen Freitag in der KMU-Pressse:

- **Berufsbildung**
Bald «professional master»?
- **KMU-Barometer**
«Stabilisierung» ist Trumpf
- **1:12-Initiative**
Die Front schliesst sich

www.gewerbezeitung.ch

Lesevergnügen auch unterwegs

Mit der iKiosk-App können Sie die Weltwoche bequem in der Heftdarstellung lesen. Jede der letzten 10 Ausgaben kann einzeln gekauft werden. Abonnenten registrieren sich mit der Kundennummer. Erkunden Sie die vielen Extras wie das Verschicken von einzelnen Seiten per E-Mail. Alle Dienstleistungen der App sind im Abonnement inbegriffen.



Und so funktioniert's:

1. Kostenlose App im App-Store herunterladen
2. Weltwoche wählen
3. Kundennummer im Feld «Printabo» eingeben
(Die Kundennummer finden Sie auf Ihrer Abonnementsrechnung)
4. Ihre Postleitzahl eingeben
5. Fertig





Exklusiver Klassik-Abend im KKL Luzern:

Beethoven trifft Jenkins

Dirigiert vom Schweizer Manfred Obrecht, spielt die Philharmonie Baden-Baden am Donnerstag, 31. Oktober 2013, im KKL Luzern Ludwig van Beethovens Sinfonie Nr. 5. Im zweiten Konzertteil zelebriert der stimmungswalrige Classic-Festival-Chor «The Armed Man» von Karl Jenkins.

«So pocht das Schicksal an die Pforte», soll Ludwig van Beethoven über sein Opus magnum gesagt haben. Die Wucht der vier Schläge, mit denen seine 5. Sinfonie beginnt, hat bis heute nichts von ihrer Faszination eingebüsst. Im akustisch nahezu perfekten Konzertsaal des KKL entfaltet das viersätziges Werk, das 1808 im Theater an der Wien uraufgeführt wurde, vollends seine unwiderstehliche Wirkung.

Starke Emotionen prägen auch Karl Jenkins' «The Armed Man». Das monumentale Chorwerk vereinigt Elemente der traditionellen Messe mit Einflüssen aus religiösen und historischen Quellen, so etwa dem indischen

Mahabharata, dem islamischen Gebetsruf oder Visionen der Offenbarung. Die Friedensmesse ist den Opfern des Kosovo-Krieges gewidmet und hatte ihre Premiere 2000 in der Londoner Royal Albert Hall.



Weltwoche-Spezialangebot

Beethoven trifft Jenkins

Veranstaltungsort und Datum:

im Konzertsaal des KKL, Europaplatz 1,
6005 Luzern, www.kkl-luzern.ch
Donnerstag, 31. Oktober 2013, 19.30 Uhr

Ticketpreise:

Kat. I Fr. 126.– statt Fr. 148.–
Kat. II Fr. 118.– statt Fr. 138.–
Kat. III Fr. 109.– statt Fr. 128.–
Kat. IV Fr. 97.– statt Fr. 114.–
Kat. V Fr. 72.– statt Fr. 84.–
Kat. VI Fr. 50.– statt Fr. 58.–

Bestellung/Vorverkauf:

www.obrassoconcerts.ch/weltwoche
Tickethotline: Telefon 041 361 62 62
Bei Buchung Kennwort «Weltwoche»
erwähnen. Angebot ist nicht kumulierbar.
Bearbeitungsgebühr pro Bestellung: Fr. 9.80

Veranstalter:

Obrasso Classic Events
www.obrassoconcerts.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Kein Schweizer Stolz

Von Urs Paul Engeler — Düstere Zukunft: Das äussere Image des Landes ist noch gut, das innere bereits schlecht.



Sich schuldig bekennen und Busse tun.

Dieser Tage publizierten St. Galler Professoren und Zürcher Werber die Studie «Swissness Worldwide 2013», die auf 92 Seiten die Banalität abhandelt, das Bild der Schweiz im Ausland sei intakt, ja sogar sehr gut und überdies rentabel. Jeder, der mit Ausländern Kontakt hält, die nicht gerade geldsuchende Politiker sind, weiss das. Und er hört in der Regel nur den einen Rat: «Bleibt, wie ihr seid, eigenständig, liberal, verlässlich, clever.» Alle Bundesstellen, die aufgeregt und mit Steuer-millions am «Image Schweiz» basteln, sind überflüssig, wenn nicht gar schädlich.

Jeder, der eine Image-Studie etwas genauer anschaut, weiss aber auch, dass die Antworten jeweils nicht die aktuelle Realität abbilden, sondern Erfahrungen aus vergangenen Zeiten reflektieren. Das positive Echo rühmt also noch die alte Schweiz.

Wenn ich vor zwanzig Jahren gefragt wurde, ob ich ein stolzer Schweizer sei, habe ich ohne Vorbehalt gesagt: «Ja!» Der erste Graben tat sich Mitte der 90er Jahre auf, als die offizielle Schweiz nicht nur vor den jüdischen Organisationen und den USA, sondern auch vor einheimischen altlinken Historikern kapitulierte. Um angeblich «nachrichtenlose Vermögen» zu ersetzen, zahlten die Banken und der Bund mit hastigen Vergleichen und Fonds rund 1,5 Milliarden Franken. (Das Volcker

Committee, das mit Hunderten von Finanzspezialisten alle Konten akribisch durchforschte, fand nachträglich, und echolos, nur einige wenige Millionen, die möglicherweise einen Bezug zu Holocaust-Opfern hatten.)

Windelweiche Regierung

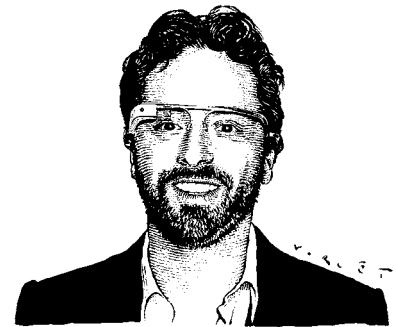
Wesentlich folgenreicher und schädlicher als die willkürlichen Schutzgeldzahlungen in die USA waren allerdings die innere Kapitulation und eine Gehirnwäsche, inszeniert von den Geschichtsumschreibern der Bergier-Kommission. Auf den Tausenden von Seiten der meterlangen Buchreihe findet sich keine einzige nennenswerte historische Neuigkeit. Aber alle Kapitel drängen die Schweizer Leser, sich schuldig zu fühlen, sich schuldig zu bekennen und Busse zu tun vor aller Welt. Der Bundesrat, der den unseligen Auftrag erteilt hatte, fand die Kraft nicht mehr, das Machwerk zurückzuweisen.

Seither sind Entschuldigungen, Anpassung, Gesten der Unterwürfigkeit und Ausverkauf nationaler Interessen die Leitplanken der Politik von Bundesrat und Verwaltung. Sei es die Forderung der französischen Regierung, Erbschaftssteuern nach Paris zu leiten, sei es der Wunsch der USA, dass Schweizer Recht gebrochen wird, sei es das Fuchteln der OECD mit imaginären «schwarzen Listen»: Stets gibt der Bundesrat, unterstützt vor allem durch den Ständerat, pflichtschuldig nach – offenbar ohne zu merken, dass er damit genau diejenigen Werte vernichtet, die über Jahrzehnte das gute und einträgliche Image im Ausland gebildet haben. Ein Waschlappen hatte noch nie Respekt.

Interessant ist, dass der Nationalrat allmählich Gegensteuer gibt und nicht mehr jeden erzwungenen Vertrag unterschreibt. Offenbar lesen die Volksvertreter ab und zu die Reaktionen in Foren und Blogs. Dort werden Bundesrat und Diplomaten nicht mehr nur in der Sache kritisiert; es mehren sich die Stimmen, die sich schämen, Bürger eines Landes mit einer derart windelweichen Regierung zu sein. Es ist heute schwierig bis unmöglich, sich als stolzen Schweizer zu bezeichnen.

Tatsächlich stellt die neuste Studie fest, dass das Image der Nation im Innern wesentlich schlechter ist als draussen in der weiten Welt. Das ist nicht übertriebene Selbstkritik, sondern der Reflex auf die aktuelle politische Realität. Und somit das künftige Image der Schweiz im Ausland.

Durch die rosa Brille



Sergey Brin, Google-Gründer.

Liebe beginnt bekanntlich im Himmel oder vielleicht in einer kalifornischen Garage. Da, wo auch die Raketenkarrieren von Computer-genies abheben. Susan Wojcicki vermietete ihre Garage den vielversprechenden Nerds Sergey Brin und Larry Page, und manchmal schaute auch ihre Schwester Anne vorbei. Susan wurde dann die Angestellte Nr. 16 des Start-up-Unternehmens Google und Anne die Ehefrau von Sergey. Die beiden heirateten in Badebekleidung auf einem Inselchen der Bahamas, das so verwunschen war, dass die Gäste den Strand nur schwimmend erreichen konnten. Sechs Jahre und viele Milliarden später ist es aus mit der Leidenschaft dieses Vorzeigedoppels. Sergey Brin, 40, erwischte es an der Midlife-Schwelle wie viele, die in erster Linie mit ihrem Job verheiratet sind: in der Falle der Büroromanze.

Ein verwickeltes Drama. Die Neue ist dreizehn Jahre jünger als er, und Anne und war zuvor die Geliebte eines andern Google-Chefs. Die rehägige Amanda Rosenberg arbeitete als Marketingmanagerin für das Projekt «Google Glass», die Brille mit eingebautem Kameraauge und Miniaturcomputer, die, wie es George Orwell in seinem Roman «1984» vorwegnahm und was Datenschützer heute real befürchten, zur totalen Kontrolle von Big Brother, also Google, über die Menschheit führen wird. Und Leiterin dieses Brillenprogramms ist Susan Wojcicki, ja, die nette Garagenbesitzerin, die Schwester der verlassenen Mrs Brin. Zugleich ist sie die Vorgesetzte des neuen Sweetheart des Pioniers. Das scheint nach Schwierigkeiten zu riechen, doch Sergey, der als Sechsjähriger mit seinen mausarmen Eltern aus Moskau in die USA emigrierte und heute Google-Aktien im Wert von 21 Milliarden Dollar besitzt, hat vorgebaut durch einen Ehevertrag. Die Firmenanteile bleiben bei ihm. Die Mutter seiner beiden Kinder ist selber erfolgreiche Unternehmerin in der Biotech-Industrie und entwickelte einen bahnbrechenden Gentest. Anne und Sergey möchten den Frieden wahren und weiterhin gemeinsam eine halbe Milliarde Dollar jährlich in ihre Hilfsstiftungen übertragen und mit den Kindern spazieren gehen. Heile Google-Welt. *Peter Hartmann*

Das andere Bern

Von *Philipp Gut* — Sieger im Sägemehl, ewiger Verlierer bei den Finanzen.



Souverän: Schwingerkönig Matthias Sempach.

Es war ein Triumph auf ganzer Linie: Mit Matthias Sempach, dem neuen König, und Christian Stucki machten zwei Schwinger aus dem Kanton Bern den Sieg am Eidgenössischen unter sich aus. Von Anfang an gaben die Berner den Tarif durch. Die Hünen aus den übrigen Regionen fielen wie Fallobst. Die oberen Parteien der Schlussrangliste präsentierten sich als rein bernische Angelegenheit, mit ein paar Inner-schweizer Einsprengseln. Zu bestaunen war eine einzige Berner Machtdemonstration.

Die Leistung der Berner verdient umso mehr Respekt, als sie es als Kantonalverband mit ganzen Landesteilen aufnahmen: der Nordostschweiz, der Innerschweiz und so weiter. Der Starke ist am mächtigsten allein.

Der Siegeszug war auch einer des Emmentals, das den Anlass beheimatete und den König stellte: Sempach, *the local hero*.

Szenenwechsel: Ende Mai führte die Berner Finanzdirektorin Beatrice Simon (BDP) ihren Schwyzer Kollegen Kaspar Michel (FDP) ins emmentalische Trub. Sie wollte um Verständnis werben für die notorische Geldschwäche des Kantons. Nächstes Jahr erhält Bern nochmals 68 Millionen Franken mehr aus dem Finanzausgleich. Ingesamt bedient sich Bern – ein neuer Negativrekord – mit 1230 Millionen Franken in den Taschen anderer Kantone. «Die Griechen der Schweiz» nannte die *Weltwoche* darum die Berner.

Ein Königskanton, der von Entwicklungshilfe lebt? Das passt nicht zusammen. In Burgdorf sah man ein anderes Bern, souverän, selbstbewusst, stark. Wirklich stolz kann der Kanton aber erst wieder sein, wenn er auch finanziell auf eigenen Beinen steht. Wenn er Schulden abbaut und der Wirtschaft kreative Spielräume eröffnet. Mehr Freiheit, weniger Staat, weg vom süßen Gift der Subventionen. Sonst bleibt den Bernern das Sägemehl des Verlierers am Rücken kleben.

Ein schlechter Deal

Von *Christian Mundt* — Hohe Bussen, eine Umkehr der Beweislast und weiterhin drohende Klagen. Die Schweizer Banken können in der Auseinandersetzung mit den USA noch lange nicht aufschnauften.

Es sei ein Resultat, «mit dem wir leben können», sagte Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf, als sie die Unterzeichnung einer gemeinsamen Vereinbarung zwischen der Schweiz und den USA bekanntgab. Nach einer dreijährigen Diskussion mit viel Auf und Ab ermöglichte es dieses «Joint Statement», die Sache abzuschliessen. Dabei bleibe die Schweizer Rechtsordnung gewahrt.

Die Reaktionen sind geteilt: Es sei ein «Verhandlungserfolg», heisst es beim Bund. Von «schmerzlichen Konsequenzen für die Banken» spricht hingegen die Bankiervereinigung. Bei genauerem Hinsehen bleibt von der guten Lösung tatsächlich wenig übrig.

Die Bussen bewegen sich in der Höhe von bis zu 50 Prozent des Schwarzgeld-Kontosaldos, unabhängig von der Höhe der hinterzogenen Steuern. Bezahlt wird die Busse von der Bank, nicht vom Steuerhinterzieher. Und wechselte ein Kunde die Bank, wird dies nicht berücksichtigt. Stattdessen zahlt auch das zweite Institut eine Busse. Das kostet den Schweizer Finanzplatz wohl Milliarden.

Das Bankgeheimnis bleibe mit dem Abkommen gewahrt, weil keine Kundendaten geliefert würden, betont das Finanzdepartement. Dafür fliessen alle anderen Informationen. So haben die USA genügend Daten, um mittels Gruppenanfragen dennoch an die Kunden-

daten zu kommen. Die Schweiz hat zugesichert, amerikanische Anfragen bevorzugt zu behandeln. Mit anderen Worten bekommen die Amerikaner alles, was sie wollen: Geld von den Banken und die Daten ihrer Steueründer, die dann ebenfalls belangt werden. Besonders störend ist, dass auch Banken ohne Schwarzgeld aus den USA auf eigene Kosten ihre Unschuld beweisen und sich diese von Amerika bestätigen lassen müssen.

Nicht ohne Ironie sind die Beteuerungen des Finanzdepartements, unsere Rechtsordnung bleibe gewahrt. Ursprünglich sollte diese mit dem Spezialgesetz ausgehebelt werden, das der Nationalrat versenkt hat. Bankmitarbeiter und Dritte – hauptsächlich unabhängige Vermögensverwalter oder Treuhänder – hätten mit keine Möglichkeit gehabt, gegen die Herausgabe ihrer Daten an die Amerikaner vorzugehen. Jetzt besteht eine Klagemöglichkeit.

Datenschutz vs. Bundesratsbeschluss

Der Eindruck, den die Bundesrätin und ihr Chefunterhändler Michael Ambühl, der seinen letzten Arbeitstag im Dienste des Finanzministeriums hatte, vermitteln wollten, täuscht. Die Sache ist mit der gegenseitigen Unterschrift nicht abgeschlossen. Von Seiten der Treuhänder ist mit Klagen zu rechnen. Werden diese gutgeheissen, was leicht möglich ist angesichts der Tatsache, dass das Datenschutzgesetz höher gewichtet werden sollte als der Beschluss des Bundesrats, darf die betreffende Bank diese Daten nicht liefern. Und wieder werden die USA bestimmen, ob sie mit den erhaltenen Informationen zufrieden sind. Ist dem nicht so, kann eine Bank aus dem Programm gekippt werden und müsste in diesem Fall wohl den ordentlichen Gang vors Gericht antreten.

Genau dies zu verhindern, war aber das ursprüngliche Ziel der Schweizer Verhandlungsführung. Denn eine Anklage in den USA bedeutet faktisch das Aus für eine Bank, weil sie vom Dollar-Handel abgeschnitten wird.

Angesichts des vorliegenden Ergebnisses hätte die Schweiz wohl besser daran getan, eine Möglichkeit auszuhandeln, die es den Banken erlauben würde, trotz einer Anklage weiterhin ans Dollar-System angeschlossen zu bleiben. Fehlbare Banken hätten so den ordentlichen Rechtsweg begehen und sich verteidigen können. Schuldlose Banken müssten nicht in völliger Umkehr der Unschuldsvermutung ihre Unschuld beweisen. Und der Rechtsstaat wäre wirklich gewahrt worden.



Eveline Widmer-Schlumpf
Bundesrätin

Die Sache ist nicht abgeschlossen.

Personenkontrolle

Hasler, Wyss, Banga, Rihs, Thomke, Scheidegger, Waser, Genner, Mauch, Hildebrand

Nach der Abstimmungs-«Arena» vom letzten Freitag unter der Leitung von **Sonja Hasler** schaltete das Schweizer Fernsehen im Netz eine Online-Abstimmung zum Epidemien-gesetz auf. Bis am Sonntagabend um 20 Uhr zeigte diese einen satten Vorsprung der Gegenner: 68 Prozent Nein gegenüber 28 Prozent Ja. Doch dann kehrte das Resultat, wie von Zauberhand, plötzlich ins Gegenteil: Innerhalb von nur drei Stunden gingen über 500 Ja-Stimmen ein, aber nur 4 Nein-Stimmen. Um 23 Uhr lagen die Befürworter darum mit 57 Prozent Ja gegenüber 40 Prozent Nein voraus. Manipulation? Auf Nachfrage kann die SRG dies



Technisch überfordert: Moderatorin Hasler.

«nicht ausschliessen». Man habe die «Arena»-Umfrage darum «umgehend gestoppt», teilt Sprecher **Stefan Wyss** mit. Anscheinend ist der Staatssender mit dem Milliardenbudget technisch derart überfordert, dass man sogleich zum Rückzug bläst. Man werde «künftig auf solche Online-Umfragen zu politischen Themen verzichten», schreibt Wyss. (are)

Verkehrte Welt in Grenchen: Der Sozialdemokrat **Boris Banga**, Amtsinhaber seit 22 Jahren, inszeniert sich vor der Stadtpräsidentenwahl am 22. September als Genosse der Bosse. Wirtschaftsgrössen wie **Andy Rihs** (Sonova) oder **Ernst Thomke** (Ex-Swatch) werben in Testimonials für Banga. Bürgerliche Kreise um Herausforderer **François Scheidegger** (FDP) dagegen sorgen sich um das Arbeitsklima in der Stadtverwaltung und um die vielen Abgänge, teilweise mit Kostenfolge für die Stadt. In den letzten Jahren erhielten Bangas Sekretärin, die Standortmarketing-Chefin und eine Verwaltungsangestellte teilweise hohe Abgangsentschädigungen, mussten dafür aber Still-schweigen versprechen. Nun kommt es kurz vor den Wahlen zu einem weiteren kostspieligen Abgang. Ein der *Weltwoche* bekannter Spitzenbeamter, der die Stadt verlässt, kassiert rund 60 000 Franken Schweigeprämie. (cal)



«Latente Freiheitsberaubung»: Zürcher Stadtrat.

Keine Exekutive im Land krampft so viel wie der Zürcher Stadtrat. «Ich bin von morgens bis abends komplett ausgebucht», flapste **Martin Waser** (SP), als er seinen Rücktritt ankündigte, «das ist im Grunde latente Freiheitsberaubung.» **Ruth Genner** (GP), die ebenfalls aufhört, klagt über kräftezehrende Arbeitstage mit zwölf bis fünfzehn Stunden. Und Stadtpräsidentin **Corine Mauch** (SP) sieht ihre bis auf die letzte Minute volle Agenda als «grosse Einschränkung». Zur Erholung gönnte sich der Stadtrat – als einzige Exekutive des Landes – letzte Woche den (zweitägigen) Städtetag in St. Gallen in corpore. Und er missbrauchte das Treffen auch nicht zum Erfahrungsaustausch mit den Kollegen der anderen Städte: Beim Steh-Lunch blieben die Stadtzürcher an ihrem Tischchen im trauten Kreis unter sich. (sär)

Er habe schon immer einen Hosenlupf live sehen wollen, gab der ehemalige Präsident der Schweizerischen Nationalbank (SNB), **Philipp Hildebrand**, zu Protokoll, als er vom *Blick* am Eidgenössischen Schwing- und Älplerfest aufgespürt und zusammen mit seinem Vater **Jakob Hildebrand** abgelichtet wurde. In der Bildlegende wird der Ex-SNB-Präsident (wie auch in der Online-Enklopädie Wikipedia) als «Ökonom» bezeichnet. Der Schönheitsfehler: Hildebrand hat nie Wirtschaft studiert. Nach einem Politikstudium in Toronto promovierte er in Oxford, allerdings wiederum nicht in Ökonomie, sondern in internationalen Beziehungen. Auf der Suche nach der korrekten Bezeichnung hilft auch sein neuer Arbeitgeber Blackrock nicht weiter, wo Hildebrand schlicht «Vice President» heisst. (cmu)



Hosenlupf live: Vater und Sohn Hildebrand.

Nachruf



Legende von Wall Street: Bankerin Siebert.

Muriel Siebert (1928–2013) — Ihren winzigen Chihuahua nannte sie Monster Girl, und sie sagte: «Wir lassen uns beide von grossen Tieren nicht einschüchtern.» Die Zahnarzttochter aus Cleveland wurde 1967 als erste Frau Mitglied der New Yorker Börse (NYSE), was sie dazu berechtigte, dort mit Wertpapieren zu handeln. Ihre Wahl war historisch, aber zu Sieberts Enttäuschung nicht sofort bahnbrechend: «Zehn Jahre lang», schimpfte sie, «waren wir 1365 Männer und ich.»

Sie pflegte denselben schnoddrigen Umgangston wie viele ihrer erfolgreichen Kollegen und gründete 1969 mit Muriel Siebert & Company als erstes weibliches Mitglied der NYSE eine Maklerfirma. In den 1970er Jahren erstritt sie den Frauen den Zutritt zu den bislang Männern vorbehaltenen New Yorker Klubs, in denen geschäftliche Kontakte geknüpft und Deals geschlossen wurden. Vom Gewinn ihrer Firma spendete sie Millionen, um den weiblichen Nachwuchs in der Finanzbranche zu fördern.

«Viele Frauen kommen an die Wall Street», sagte Siebert 1992, «aber die meisten werden nie Firmenpartner und bekommen keine Stellen, die ganz nach oben führen. Das Netzwerk der Old Boys ist immer noch da. Wir müssen weiterkämpfen.» Noch vor drei Jahren zählte das US-Magazin *The Banker* sie zu den 25 einflussreichsten Frauen der Finanzwelt. Da war sie bereits 81. Oder, nach ihren eigenen Angaben, 77. Das war die einzige Schummelei, die ihr nachgesagt wird. Die Pionierin der Wall Street starb am 24. August in Manhattan an den Folgen einer Krebserkrankung.

Beatrice Schlag

Wie Obama Assad stoppen könnte

Von Kurt Pelda — Wie soll die Antwort auf den Chemiewaffeneinsatz in Syrien aussehen?

Ein Militärschlag birgt Risiken, aber noch fataler wäre Nichtstun. Fehlerhafte Situationsanalysen drohen den Westen zu falschen Schritten zu verleiten.



Klischee vom Schicksalskampf: syrischer Präsident Assad.

Zwei Schritte vorwärts und dann wieder einen zurück. Seit dem Dezember 2010, dem Beginn der arabischen Revolutionen, fehlt es den USA und Europa an einer klaren Strategie für den Nahen Osten und Nordafrika. Nur widerwillig liess sich Präsident Obama von Frankreich und Grossbritannien in den Libyen-Krieg hineinziehen. Diesmal, nach dem Chemiewaffeneinsatz in der syrischen Hauptstadt Damaskus, haben sich die Briten schon vorzeitig von einer allfälligen Strafaktion gegen Präsident Assad dispensiert.

Überraschend bleiben als treueste Verbündete der Amerikaner nur noch die Franzosen übrig. Dieser Rückschlag hat vermutlich dazu beigetragen, dass Obama nun doch dem US-Kongress die Entscheidung über einen Militärschlag gegen das syrische Regime überlässt. Das wirkt wankelmütig, doch gibt die Denkpause Zeit, nicht nur weitere Indizien und Be-

weise über den C-Waffen-Einsatz zu sammeln, sondern sich auch mehr Klarheit über die Ziele einer Strafaktion und deren mögliche Auswirkungen zu verschaffen.

Eine Therapie kann immer nur so gut sein wie die Diagnose. Und weil es wegen der offensichtlichen Risiken immer weniger Journalisten gibt, die sich in Syrien ein unverfälschtes Bild von der Lage machen können, läuft der Westen Gefahr, falsche Schlüsse aufgrund falscher Situationsanalysen zu ziehen.

Assads Propagandamaschinerie hat mit diskreter Unterstützung aus Russland erfolgreich das Klischee vom Schicksalskampf zwischen dem weltlichen Regime in Damaskus und den Terroristen von al-Qaida verbreitet. Kommentatoren westlicher Medien fragen bereits bange, ob denn Obama nun erstmals auf der Seite von al-Qaida in einen Krieg ziehen wolle. Wer den Konflikt durch diese

Optik betrachtet, wird sich für Nichtstun oder allenfalls für eine höchst begrenzte Strafaktion entscheiden. Eine solche Alibiübung würde Assad möglichst unangetastet lassen und vermeiden, al-Qaida den Weg zur Macht zu ebnen. Ein schwacher Militärschlag, beispielsweise einige wenige Marschflugkörper, abgefeuert auf Kommandoposten

Mit Sicherheit verfolgen der Iran und Nordkorea die Entwicklung im Nahen Osten ganz genau.

und Kasernen Assads, hätte eine ähnliche Wirkung wie Nichtstun: Der Tabubruch, das Vergasen von unschuldigen Zivilisten, bliebe ungesühnt. Der syrische Diktator würde als triumphierender Sieger gestärkt aus dem Schlagabtausch hervorgehen und wüsste, dass er weitere C-Waffen-Einsätze mit noch mehr Toten anordnen kann, ohne sein Überleben zu riskieren. Er erhielte quasi einen Blankoscheck, um weitere Tausende, wenn nicht gar Zehntausende Syrer zu vergasen.

Lohnenswerte Ziele

Obamas geplante Militäraktion soll Syrien und anderen Schurkenstaaten klarmachen, dass die USA keinen Einsatz von Massenvernichtungswaffen dulden. Mit Sicherheit verfolgen deshalb zum Beispiel der Iran und Nordkorea die Entwicklung im Nahen Osten ganz genau. Darüber hinaus hat die sogenannte Staatenwelt auch eine Schutzverantwortung für die Zivilbevölkerung in Syrien. Die Strafaktion sollte also dazu beitragen, die Zivilisten vor Assads Kampfstoffen und konventionellen Waffen zu schützen. Das beste Mittel dazu wäre eine Flugverbotszone, und der wirksamste Weg, ein solches Verbot durchzusetzen, wäre die weitgehende Zerstörung von Assads Luftwaffe am Boden. Von ihrem einst eindrucklichen Arsenal sind der syrischen Luftwaffe wegen Ersatzteilmangels, schlechter Wartung und der Flugabwehr der Rebellen nur noch schätzungsweise hundert einsatzbereite Kampfflugzeuge geblieben.

Laut einer Studie des amerikanischen Institute for the Study of War verfügte Assad zu Beginn des Konflikts über 27 Luftwaffenstützpunkte. Davon sind heute noch sechs wichtige Basen in Betrieb, von denen nicht nur Kampffjets, sondern auch grosse Transportmaschinen starten können. Diese sind für den Waffennachschub

aus dem Iran und aus Russland entscheidend. Drei wichtige Luftstützpunkte liegen im Grossraum Damaskus, einer an der Küste bei Latakia, einer bei Homs und einer im Zentrum des Landes. Hinzu kommen kleinere Basen, vor allem der Flugplatz Saikal östlich von Damaskus, über den angeblich ein grosser Teil der Waffenlieferungen aus dem Iran abgewickelt wird.

Längst haben die Rebellen die Bedeutung der Flugpisten erkannt. Es geht dabei nicht nur um die Offensivkapazität der Luftwaffe, sondern auch um die Versorgung eingeschlossener Regierungsstützpunkte mit Helikoptern. Fünf Flugplätze, unter ihnen die Basis Minnakh nahe der türkischen Grenze, haben die Aufständischen bereits eingenommen. Vier weitere Pisten im Norden und Osten belagern sie, so dass Starts und Landungen dort praktisch unmöglich sind. Auf diese Weise haben die Rebellen in den letzten Monaten einen Teil von Assads Luftstreitkräften schon lahmgelegt. Dadurch konzentrieren sich die verbleibenden Maschinen auf relativ wenige Basen, was den Amerikanern das Zuschlagen erleichtern und die Zerstörungskraft ihrer Lenkwaffen erhöhen wird.

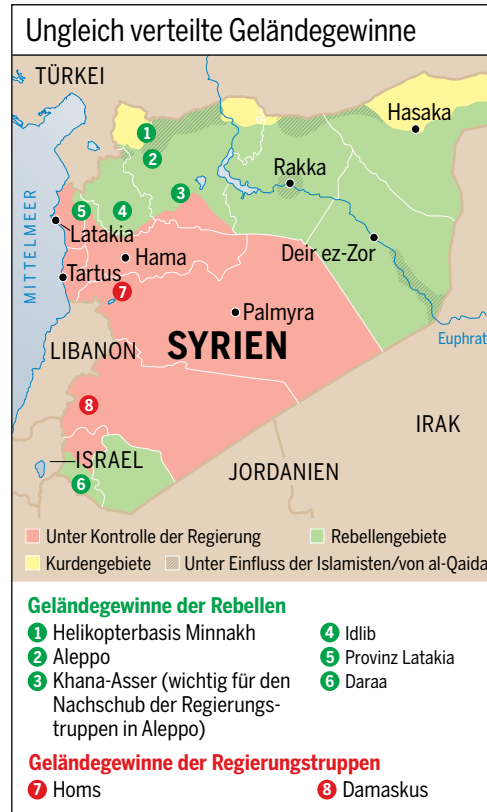
Niemand will einen Sieg von al-Qaida

Laut Christopher Harmer vom Institute for the Study of War liesse sich die Militäraktion in zwei Phasen aufteilen, wobei in beiden Fällen Lenkwaffen zum Einsatz kämen, die von Schiffen und Flugzeugen ausserhalb Syriens abgeschossen würden. In der ersten Phase ginge es darum, die sechs wichtigsten Flugpisten so zu zerstören, dass keine Kampffjets mehr starten können. Das verhindert das Ausweichen von Piloten und Flugzeugen auf kleinere Flugplätze. Danach würden die rund hundert verbleibenden Kampffjets zerstört – oder zumindest ein grosser Teil davon. Mit kleineren Schlägen aus der Luft müssten die Amerikaner danach periodisch sicherstellen, dass Assads Soldaten die Startbahnen und andere nötige Infrastruktur nicht wieder reparieren.

In Erwartung eines Angriffs hat das Regime wichtige Kommandozentralen und Kasernen bereits räumen lassen. Panzer und Artillerie werden in Wohnvierteln versteckt, um ihre Zerstörung zu erschweren. Flugzeuge und Helikopter lassen sich vor einem Militärschlag dagegen nur schwer in Sicherheit bringen – ausser es gelänge Assad, seine wenigen modernen Kampffjets zum Beispiel im befreundeten Iran oder im Irak zu verstecken. Aber ohne zuverlässige Pisten in Syrien selbst wären die Maschinen praktisch kastriert. Die Luftwaffe ist – neben der grossen Zahl Kampfpanzer – der wichtigste Trumpf in Assads Arsenal. Würde sie ihm weggenommen, hätte das drastische Folgen für die Versorgung seiner im ganzen Land verstreuten Truppen, für den Waffenanschub aus dem Ausland und die Moral seiner Soldaten. Für Angriffe auf Wohnviertel in

von Rebellen kontrollierten Gebieten blieben dann nur noch Artillerie und ballistische Raketen übrig. Assad könnte zwar weiter Krieg führen, doch wäre er massiv geschwächt.

Und genau hier müssen Überlegungen ansetzen, wie es nach einem Militärschlag weitergehen könnte. Abgesehen von den Reaktionsmöglichkeiten Assads und seiner Alliierten Iran und der libanesischen Hisbollah-Miliz gilt es zwei Punkte zu beachten: Niemand will einen Sieg von al-Qaida, und niemand will, dass nach einer Schwächung Assads in weiten Teilen des Landes Chaos ausbricht. Obama wäre deshalb gut beraten, wenn er bei seinem Militärschlag zugleich die wichtigsten



Assads Achillesferse: Situation in Syrien.

Basen von Al-Qaida-Gruppierungen im Norden des Landes attackieren liesse.

Syrer berichten bereits, dass die beiden syrischen Qaida-Filialen damit begonnen hätten, grössere Basen zu evakuieren oder ihre Stützpunkte zumindest besser zu tarnen. Unter anderem, weil sie über fast unbeschränkte finanzielle Unterstützung aus dem arabischen Raum verfügen, sind die in Syrien operierenden Al-Qaida-Kämpfer – unter ihnen viele ausländische Dschihadisten – in den letzten Monaten erstarkt. Diese Entwicklung konzentriert sich vor allem auf das Grenzgebiet zur Türkei, über die muslimische Kämpfer aus aller Welt nach Syrien eindringen. «Anfänglich mochten wir die Dschihadisten, weil sie gute Kämpfer sind», erzählt Abu Mahmoud, ein junger Aktivist in der Region Aleppo, dessen Bruder Kommandant einer Al-Qaida-Einheit ist. «Inzwischen mischen sich die Ausländer aber immer mehr in unsere Ange-

legenheiten ein, sie verhaften Leute willkürlich und wollen uns noch vorschreiben, wie wir zu beten haben. Der Wind hat gedreht, unterdessen hassen wir diese Extremisten, aber viele von uns haben auch Angst vor ihnen.» Durch öffentliche Hinrichtungen, Auspeitschungen und Köpfungen entfremden sich die Qaida-Terroristen von der Lokalbevölkerung, die sie vor wenigen Monaten noch bejubelte. Immer wieder kommt es zu Demonstrationen gegen die als arrogant empfundenen ausländischen Dschihadisten und ihre einheimischen Helfer.

Es braucht mehr als einen Militärschlag

Weil die wenigen westlichen Journalisten, die sich noch nach Syrien wagen, fast ausschliesslich aus der Türkei einreisen, fokussiert sich die Berichterstattung einseitig auf die ausländischen Dschihadisten. Dabei geht unter, dass die Extremisten bestenfalls über ein paar tausend relativ gut ausgerüstete und trainierte Kämpfer verfügen. Selbst in der Region Aleppo, einer Hochburg der syrischen Qaida-Filialen, sind die Dschihadisten erst auf dem dritten Platz, was ihre zahlenmässige Stärke anbelangt. Mit Abstand am grössten ist nämlich die

«Der Wind hat gedreht, unterdessen hassen wir diese Extremisten.»

Einheitsbrigade der Freien Syrischen Armee (FSA), eine Mischung aus Islamisten und gemässigten Rebellen. Danach folgt die «Brigade der Freien Syrer», ebenfalls Teil der FSA, eine ziemlich moderate Truppe, die in den letzten Monaten unter anderem von Saudi-Arabien mit Panzerabwehrwaffen ausgerüstet wurde.

Den meisten westlichen Medien ist entgangen, dass die moderaten Rebellen seit dem Sieg der Hisbollah-Miliz und der Assad-Truppen im Dorf Kusair vor allem von Saudi-Arabien massiv aufgerüstet wurden. Erstmals in diesem Krieg gingen die Waffenlieferungen aus dem Ausland in erster Linie an die gemässigten FSA-Brigaden. Das hat die Regierungstruppen unter anderem im Grossraum Aleppo und im Süden bei Daraa unter Druck gesetzt. Eine mit Fanfaren angekündigte Grossoffensive zur Rückeroberung von Aleppo scheiterte kläglich – im Hagel von modernen Panzerabwehrwaffen. Obamas geplanter Militärschlag sollte unbedingt mit verstärkten Waffenlieferungen an die gemässigten Einheiten der FSA verbunden werden. Nur so kann man das Risiko reduzieren, dass al-Qaida am Schluss die Macht in vielen Landesteilen übernimmt. Ein Militärschlag ohne Waffenlieferungen würde das Klischee vom Krieg zwischen Assad und al-Qaida zu einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung machen.

Mehr zum Thema: Seite 17, 42, 53

Offene Tage

Von Henryk M. Broder — Dank Kaffee und Kuchen wird sogar der KZ-Besuch zum Vergnügen.



Es gibt viele Feste in Deutschland, die einen Besuch lohnen: die Kieler Woche, der Hamburger Dom, der Kölner Rosenmontag, das Cannstatter Volksfest, der Christopher

Street Day in Berlin, das Oktoberfest in München, die Passionsspiele in Oberammergau, die Dippemess in Frankfurt, der Augsburger Plärrer, der Mariä-Geburts-Markt in Telgte. Jedes Jahr über 12 000 Festivitäten, die von rund 180 Millionen Menschen besucht werden.

Hinzu kommen die vielen Tage der offenen Tür. Am vorletzten Wochenende hatten in Berlin das Bundeskanzleramt, vierzehn Ministerien und das Bundespresseamt ihre Pforten weit geöffnet. Fast 150 000 Berliner nutzten die Gelegenheit, einen «Blick hinter die Kulissen» zu werfen. Die Berliner Berufsfeuerwehr lädt jedes Jahr zu einem Tag der offenen Tür ein, ebenso die Bundeswehr; für Kultur-Aficionados gibt es einen Tag der offenen Moschee, eine lange Nacht der Museen, eine lange Nacht der Synagogen und eine lange Nacht der Berliner Puffs.

Und das ist immer noch nicht das Ende der Fahnenstange. Am 8. September findet ein «Tag des offenen Denkmals» statt. Nein, es ist nicht die Berliner Siegessäule oder die Münchner Feldherrnhalle, die zur Begehung freigegeben werden, es ist die Gedenkstätte Bergen-Belsen bei Celle in Niedersachsen, ein ehemaliges KZ. Der Tag des offenen Denkmals fängt mit einer Matinee der Hannoveraner Gypsy-Swing-Gruppe Salon Manouche an, geht mit einem Mittagsbuffet weiter und endet mit Gypsy-Swing bei Kaffee und Kuchen. Dazwischen wird u. a. eine App «zur mobilen Erkundung des Lagergeländes» vorgestellt.

Ja, so macht ein KZ-Besuch Spass. Die Frage ist nur: Welchen Erkenntnisgewinn bringt er? Dass die Nazis es mit den Menschenrechten nicht so genau genommen haben? Dass ein KZ kein Ponyhof ist? Hat sich das alles noch nicht herumgesprochen?

Bergen-Belsen war kein Vernichtungslager. Es war ein «Aufenthaltslager für jüdische Austauschhäftlinge»; 50 000 von ihnen haben den «Aufenthalt» nicht überlebt. Sie sind keines virtuellen, sondern eines realen Todes gestorben. Und keine App wird sie ins Leben zurückholen.

Immerhin: Der Service ist besser geworden. Früher gab es statt Kaffee nur Muckefuck.

Jagd auf die Reichen

Von Kurt Schiltknecht — Der Arm der Steuerbehörden reicht demnächst rund um den Globus. Das ist ein zivilisatorischer Rückschritt, der den Unternehmergeist verscheucht.

Minderheiten haben es auch in einer Demokratie nicht einfach. Deshalb sind sie in vielen Ländern besonders geschützt. Eine Minderheit, die keinen Schutz genießt, ist die Gruppe der Leute mit hohem Einkommen und Vermögen. Die meisten Länder haben die Steuerjagd auf sie eröffnet. Selbst in der Schweiz werden unter dem Stichwort der Gerechtigkeit laufend Initiativen gestartet, um die Reichen noch stärker zur Kasse zu bitten. Vielleicht sollte man sich einmal fragen, weshalb es gerecht sein soll, den Leuten, die kreativ, fleissig und einsatzfreudig sind, die Arbeitsplätze schaffen und über Generationen gespart haben, immer grössere Teile ihres Einkommens oder Vermögens wegzunehmen.

Dass reiche Leute mehr Steuern als Arme bezahlen sollen, ist unbestritten. Letztlich profitieren sie in ihren wirtschaftlichen Aktivitäten mehr von staatlichen Institutionen wie beispielsweise den Eigentumsrechten. Solange sich die Steuerprogression im Rahmen hielt, war wenig Kritik zu vernehmen. Seit die Belastung wegen des ungebremsten Wachstums der Staatsausgaben in den meisten Ländern überproportional zunimmt, wird die Kritik lauter. Doch eine Minderheit kann sich politisch kaum wehren. Solange die Mehrheit nicht erkennt, dass zu hohe Steuern den wirtschaftlich Schwachen mehr schaden als nutzen, sind dem Raubzug auf Vermögen und Einkommen keine Grenzen gesetzt.

Wenn sich früher jemand durch den Staat ungerecht behandelt fühlte, wenn er der Meinung war, der Staat schränke ihn in seinen Freiheiten zu stark ein und er könne sich zu wenig entfalten, verlagerte er seine Aktivitäten an einen anderen Ort. Wenn jemand in Zürich der Ansicht ist, dass die Stadt zu viel Geld für ein Fussballstadion oder ein neues Museum ausgibt, kann er in eine sparsamere Gemeinde umziehen. Durch die Abwanderung können auch Minderheiten ihre Meinung wirkungsvoll zum Ausdruck bringen. Das «Abstimmen mit den Füßen» war und ist noch immer ein wichtiges Element im politischen Wettbewerb.

Diejenigen Länder, die ihren Bürgern und Einwohnern mit einer freiheitlichen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung und mit einer moderaten Steuerbelastung gute Rahmenbedingungen boten, waren schon im

19. Jahrhundert attraktive Einwanderungsländer für Intellektuelle, Wirtschaftsleute und politisch Verfolgte. Mit dem Abwandern zwangen sie die Heimatländer, ihre Politik zu überdenken und zu modifizieren. Das Abstimmen mit den Füßen bot den Minderheiten Schutz vor staatlichen Übergriffen. Die Entwicklung Europas zu einem freiheitlichen und wirtschaftlich erfolgreichen Kontinent wäre ohne dies undenkbar gewesen.

Ungeliebter politischer Wettbewerb

Dennoch, das Abstimmen mit den Füßen ist vielen Politikern ein Dorn im Auge. Das zeigen die Kommentare über das Abwandern reicher Leute in die Kantone Schwyz und Zug. Für die Steuerzahler der Stadt Zürich ist die Steuerkonkurrenz mit diesen beiden Kantonen ein Segen. Es ist nicht auszudenken, wie hoch die Steuerbelastung in Zürich ohne den Steuerwettbewerb wäre. Wie in der Wirtschaft wird der Wettbewerb auch in der Politik nicht geliebt. Statt diesen im Interesse der Bürger anzunehmen, versuchen die Politiker, ihn auszuschalten.



Steuerbedingte Wanderungen sind auch international gang und gäbe. Viele Unternehmen und Wohlhabende kehren den überregulierten und mit hohen Steuern belasteten Ländern den Rücken

und verlagern ihre Aktivitäten in Regionen, wo die Rahmenbedingungen unternehmerisches Handeln fördern und Leistung nicht bestrafen. Um diesem Abstimmen mit den Füßen Einhalt zu gebieten, beginnen einzelne Länder von ihren Bürgern auch im Ausland Steuern einzufordern oder «Wegzugssteuern» zu verlangen. Die Vereinigten Staaten wollen sogar noch jene zur Kasse bitten, die durch einen Verzicht auf das Bürgerrecht dem Steuervogt zu entrinnen versuchen. Die Franzosen wiederum wollen die Erbschaftssteuer auch auf ihre Bürger in der Schweiz ausdehnen. Dass die Schweiz dazu Hand bieten will, macht die Sache nicht besser.

Die internationale Jagd auf die Reichen und das Verhindern des Abstimmens mit den Füßen hebt den Wettbewerb der politischen Systeme aus. Als Folge davon nimmt die Freiheit der Bürger weltweit immer mehr ab, und die Staaten greifen immer schamloser auf die Einkommen und Vermögen zu – keine gute Voraussetzung für die Lösung des Schuldenproblems und die Schaffung von Wohlstand.

Vom Kraftakt zur Farce

Von Hansrudolf Kamer — Die Bestrafung Syriens wird verzögert. Cameron verliert im Unterhaus, und Obama schiebt die Verantwortung auf den Kongress. Nur Hollande steht ihm bei.



Westliche Wohlstandsdemokratien funktionieren nach dem Prinzip, dass der Gesetzgeber in den wichtigsten Fragen das Sagen hat. Deshalb haben der britische Premierminister Cameron und der

amerikanische Präsident Obama Parlament und Kongress angerufen, bevor der syrische Machthaber wegen dessen Giftgaseinsatz bestraft wird.

Militäraktionen erzieherischer Natur gehören offenbar in die Kategorie jener Probleme, die legislative Zustimmung brauchen. Heute sind die Dinge natürlich vielschichtiger, um nicht zu sagen: komplexer. Doch eine Regierung stellt normalerweise vorher sicher, dass sie die Stimmen hat, die es braucht, um zu gewinnen.

Karl Marx und Friedrich Engels schreiben im Vorwort zum «Achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte», Hegel habe irgendwo bemerkt, dass sich alle grossen weltgeschichtlichen Tatsachen und Personen sozusagen zweimal ereignen. Er hat vergessen hinzuzufügen: «das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce».

So wird – der englischen Sprache sei Dank – aus einer «Show of Force» eine «Show of Farce». Der Tory-Führer soll der erste Premierminister seit 1782 sein, der eine Abstimmung im Unterhaus über einen Einsatz britischer Streitkräfte verlor. Damals ging es um die Niederlage der «Rotröcke» in Yorktown im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg. Lord North trat zurück.

Camersons Schlappe hätte sich vermeiden lassen. Er war sich seiner Sache sicher und hatte einige Parlamentarier aus den Ferien zurückberufen. Einige Tories durften allerdings im Urlaub bleiben, und diverse Parteigrössen und Minister meldeten sich ab. So fehlten schliesslich die Stimmen für eine Mehrheit.

Labour verweigerte ihm die Gefolgschaft. Edward Samuel Miliband, der Führer der Opposition Ihrer Majestät, war wegen eines etwas ruppigen Kommentars aus Regierungskreisen beleidigt und wollte für seinen Sukkurs bestimmte Bedingungen erfüllt sehen. Bei früheren grösseren Auslandseinsätzen hatte die jeweilige Opposition die Regierung unterstützt.

Ausgerechnet Boris Johnson, Londons virtuoser Bürgermeister und Camerons parteiinterner Rivale, eilte ihm nachträglich zu Hilfe. Nach dem Fiasko im Unterhaus waren sich die britischen Medien einig im Schwanengesang auf die britische Weltmachtrolle. Diese wirkt, durch das nationale Vergrösserungsglas betrachtet, ohnehin imposanter, als sie tatsächlich ist.

Marx und Engels hatten doch recht

Johnson, der Schlaue, argumentierte, alles sei bestens. Britannien stehe stolz im Wind, sei beim globalen Virilitätstest nicht durchgefallen. Obamas Hinwendung zum Kongress sei ein grosses Kompliment an Cameron. Wie wenn Amerika ohne die Briten gar nichts könnte.

Um Obama war es einsam geworden. Der deutsche Aussenminister hatte – eingedenk der Abstinenz im Fall Libyen – zunächst forsch erklärt, Deutschland werde diesmal zu denjenigen gehören, die «Konsequenzen für richtig halten». Nach der britischen Abstimmung und rechtzeitig vor dem Fernsehduell zwischen Merkel und Steinbrück fand er dann den Mut, «ganz klar nein zu sagen». Deutsche Soldaten im Kampfeinsatz wären nicht gut für die letzten Wochen im Wahlkampf.

Während Bush junior immerhin fast vierzig Staaten in seine Irak-Koalition der Willigen eingereiht hatte, brachte es Obama «nur» auf

einen – Frankreich. Der älteste Alliierte wiegt zwar viel auf, besonders in der Person von François Hollande, mit Ruhm bedeckt seit der erfolgreichen Intervention in Mali. Die Grande Nation dämpft ihren rigorosen Willen eines Einsatzes in Syrien nur mit dem Vorbehalt, allein werde Frankreich nicht in den Ring steigen. Könnte es wohl auch nicht.

Die Türkei gehört zu jenen, die mehr wollen. Sie ist von der schmalen Bestrafungsaktion nicht überzeugt, wie sie vom Weissen Haus geplant wird, nämlich: «... sorgfältig kalibriert, nur so kraftvoll, damit wir uns nicht lächerlich machen.» «Massgeschneidert» möchte der Jurist Obama es haben. Erdogan will aber eine Aktion, die Assad stürzt. Obama darf das gar nicht wollen. Gaddafi war seinerzeit ein Kollateralschaden, wenn auch ein erwünschter.

Nach dem merkwürdig einsamen Beschluss, eine Kongressabstimmung zu verlangen, musste Aussenminister Kerry argumentieren, der Präsident könnte auch bei einer Ablehnung durch den Kongress militärisch losschlagen. Dazu hat der Präsident tatsächlich das Recht, verbrieft und durch langjährige Praxis erhärtet. Weshalb denn das Ganze?

Alles Innenpolitik. Denn einige Hitzköpfe am isolationistischen Flügel der Republikanischen Partei hatten mit einem Impeachment gegen Obama gedroht, falls dieser ohne Kongressbewilligung Syrien bombardieren sollte. Obama konnte der Versuchung nicht widerstehen. Er hätte intelligenterer Widersacher verdient.

Nun ist die Suppe angerichtet. Aus der Sicht Moskaus und Teherans ist hier ein Präsident vor allem damit beschäftigt, aus einer Sackgasse herauszukommen, in die er sich selber geflüchtet hat. Assad freut sich. Marx und Engels hatten doch recht.



Nun ist die Suppe angerichtet: US-Präsident Obama (r.) an einer Krisensitzung zur Lage in Syrien.

Fünfzig Jahre Linksjustiz

Von Christoph Mörgeli

Dumm gelaufen. Die Sendung «Dok» des Schweizer Fernsehens wollte eigentlich zeigen, wie man die kriminelle Karriere eines siebzehnjährigen Brasilien-Schweizers in den Griff bekommt: mit der verständnisvollen Täterbetreuung von Jugendanwalt Hansueli Gürber. Alltag im Therapiestaat Schweiz. Der Journalist Andreas Kunz – kürzlich leider von der *Weltwoche* zum *Blick* gewechselt – schlug zu. Und rechnete. Fast 29 000 Franken kostet uns das Pseudonym «Carlos». Pro Monat. Das Land schäumt. Der notorische Gewalttäter sitzt erst jetzt hinter Gefängnismauern. Angeblich zum Schutz vor dem Volkszorn.

Plötzlich ist das SVP-Wort «Kuscheljustiz» salonfähig. Eltern sind verunsichert, ob sie ihren Söhnen nicht das Berufsziel «Schwerstkrimineller» ans Herz legen sollen. Denn so rasch kommt kein Jugendlicher zu einem Luxusleben mit Rundum-Coaching und Viereinhalb-Zimmer-Wohnung. Wer je in Südamerika war, kennt die dort herrschende Gewaltkriminalität. Jungs mit brasilianischen Wurzeln schlagen oder stechen rascher zu als unsere heimischen Buben. Dasselbe gilt leider auch für brasilianische Damen. Für manche Schweizer gibt's statt Zärtlichkeiten blaue Flecken.

Den Vorreiter im sanften Strafvollzug spielt der Kanton Zürich. Kein Wunder, denn die dortige Justizdirektion feiert bald das Fünfzig-Jahr-Jubiläum unter linker Herrschaft. Regierungsrat Arthur Bachmann, nebenbei Mitglied der Geschäftsleitung der SP Schweiz, sorgte nach 1967 sechzehn Jahre lang für «Reformen». Ihm folgte für acht Jahre seine SP-Kollegin Hedi Lang. Moritz Leuenberger (SP) gab mit vier Jahren ein kurzes, aber denkwürdiges Gastspiel. Inklusiv Mordfall Brumann, wobei ihn ein Staatsanwalt mehrfach vor Serientäter Hauert gewarnt hatte. Danach amtierte Genosse Markus Notter sechzehn Jahre lang als Justizdirektor. Seit 2011 leitet der Grüne Martin Graf das Ressort. Er schweigt zu «Carlos». Und schwatzt dafür über die «1:12»-Initiative.

Fünfzig Jahre Achtundsechziger-Justiz führten zu eindimensionalem Denken und Handeln. Und obendrein zu Klüngerlei, Postenschacher und Vetternwirtschaft. Eine parteipolitische Rochade täte zuweilen auf allen Regierungsstufen gut. Für Kriminelle sollen die Steuerzahler nicht 29 000 Franken hinblättern müssen. Sondern das, was sonst den Linken heilig ist: das exakte Minimum der Skos-Richtlinien.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Asyl für Mursi und Snowden

Von Peter Bodenmann — Der eine ist ein Kotzbrocken, der andere ein Glücksfall. Wir müssten beiden Asyl anbieten.



Kein Einzelfall: gestürzter ägyptischer Präsident Mursi.

Mursi ist ein reaktionärer Kotzbrocken. Die Muslimbruderschaft ein frauenfeindlicher Integristenstadl. Die Bärtigen brachten Ägypten im letzten Jahr nicht voran, sondern warfen es zurück.

Trotzdem: Mursi hatte die Wahlen gewonnen. Wer Wahlen gewinnt, ist an den Hebeln der Macht und versucht, diese zu seinem Vorteil zu nutzen. Genau das haben die Muslimbrüder gemacht. Nicht mehr und nicht weniger.

Die Armee in Ägypten ist mit ihren haus-eigenen Kolchosen auch ökonomisch eine Macht und die Beschützerin des befreundeten Kapitals. Weil die Muslimbrüder wirtschaftlich nichts in den Griff bekamen, hätten sie früher oder später die Privilegien der Armee und die Reichtümer des armenen Kapitals antasten müssen.

Die Armee und die Geheimdienste organisierten deshalb den Widerstand der Strasse, um sich vorerst erfolgreich zurück an die Macht zu putzen.

Praktisch niemand hat Mursi verteidigt. Dabei gehört zur Demokratie, dass sich das Volk auch irren darf. Weil es nicht immer recht hat, aber in einer Demokratie immer recht bekommen muss. Ausser es verletzt das Völkerrecht, was bei Mursi bis zu seinem Sturz nicht der Fall war.

Der arabische Frühling wurde somit zwei Mal verraten. Die Muslimbrüder blieben, als

die jungen Menschen auf die Strasse gingen, vorerst in Deckung. Sie warteten ab, wie sich der Machtkampf entwickeln würde. Und gewannen die von andern erzwungenen Wahlen, weil die linken und liberalen Gegner Mubarak keine tragfähige politische Alternative entwickeln konnten.

Viele der zu Recht Enttäuschten glaubten, die Armee eile ihnen nachträglich zu Hilfe. Das Gegenteil ist der Fall: Die Armee eilte sich selbst zu Hilfe, verteidigt den von ihr verwalteten Klientelstaat. Die Sawiris und Co. können zumindest kurzfristig aufatmen.

Voltaire vertrat den Standpunkt: «Ich werde Ihre Meinung bis an mein Lebensende bekämpfen, aber ich werde mich mit allen Kräften dafür einsetzen, dass Sie sie haben und aussprechen dürfen.» Genau so sollte Demokratie funktionieren, funktioniert sie aber offensichtlich nicht mehr.

Mursi ist kein Einzelfall. Neu dürfen Geheimdienste ungestraft Gesetze brechen, weil sie angeblich den Terrorismus bekämpfen. Fast niemand stellt sich auf die Seite von Snowden, der – im Gegensatz zu Mursi – in der Sache recht hat und erst noch sympathisch ist.

Niemand fordert für Mursi und Snowden Asyl in der Schweiz. Wir sind ein Land von *Höselern*. Leider.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Tante ohne Killerinstinkt

Von Kurt W. Zimmermann — Wer bei einem Übernahmekampf sicher gewinnen will, muss nur gegen die NZZ antreten.

Es war wie immer, wenn die NZZ-Gruppe am Verhandlungstisch sass. Es war eine Tortur, auch diesmal.

Die NZZ und ihre Anwälte machten ihren Verhandlungspartner auch diesmal halb verrückt. Sie forderten immer neue Absicherungen, immer neue Gewährleistungen und suchten selbst dann noch nach dem Haar in der Suppe, als die Suppe längst gelöffelt war. Das ging so wochenlang.

Endlich stand der Vertrag dann doch. Im August wurde er unterschrieben. Die Ziegler AG aus Winterthur verkaufte ihr Regionalblatt *Der Landbote* samt Druckerei für knapp fünfzig Millionen an die NZZ-Gruppe.

Das einzige Problem war, dass der Zürcher Tamedia-Konzern zwanzig Prozent am *Landboten* und dadurch ein Vorkaufsrecht besass. Der Vertrag zwischen der NZZ und Ziegler musste Tamedia also vorgelegt werden.

Tamedia bot nun dieselben fünfzig Millionen. Zur allgemeinen Verwunderung besserte jetzt die NZZ ihr Angebot nicht mehr nach. Sie gab auf. Sie hatte fälschlicherweise spekuliert, dass Marktleader Tamedia ein Veto der Wettbewerbskommission fürchten und darum keine Gegenofferte abgeben würde.

Auch Christoph Blocher war zu Beginn bei der Biertunde im Rennen. Er stieg aus, weil für ihn der verlangte Preis zu hoch war. Anders als Tamedia und NZZ konnte Blocher den *Landboten* nicht in eine regionale Verlags- und Redaktionsstruktur integrieren und damit die zwingenden Kostensynergien herausholen.

Tamedia gewann also. Für die NZZ hingegen war es wieder einmal viel Aufwand für nichts. Erneut trottete die alte Tante als Verliererin vom Feld. Ihr neuer VR-Präsident Etienne Jornod startete mit einer Niederlage. Er folgte damit der langen Loser-Tradition seiner Vorgänger.

Bei allen grossen Deutschschweizer Zeitungsakquisitionen der letzten Jahre war die NZZ jeweils mit grossem Tamtam bis in die Endrunde des Übernahmekampfs dabei. Kein einziges Mal siegte sie.

Der Grund war stets derselbe: Die NZZ hat keinen Killerinstinkt.

Besonders augenfällig war dies beim Verkauf der *Basler Zeitung* Anfang 2010. Hier hatte die NZZ das Blatt praktisch im Sack. In den letzten Tagen vor der Vertragsunterzeichnung begannen die NZZ und ihre Anwälte erneut mit ihrer Suche nach allen möglichen Haaren in der Suppe. Verleger Matthias Hagemann war schliesslich derart genervt, dass er seine Zeitung lieber in letzter Minute an Investor



Startniederlage: NZZ-Präsident Jornod.

Tito Tettamanti verkaufte. Der sah solche Deals lockerer.

Ähnlich zögerlich führte sich die NZZ beim Verkauf der *Espace Media* (*Berner Zeitung*) im Jahre 2007 auf, die dann an Tamedia ging. Beim Verkauf von Vogt-Schild (*Solothurner Zeitung*) brachte sie 2009 die Gegenseite ebenfalls gegen sich auf und unterlag gegen die *AZ Medien*. Beim Verkauf der *Huber & Co. AG* (*Thurgauer Zeitung*) war sie zuvor schon gegen Tamedia untergegangen.

Immerhin, die *Thurgauer Zeitung* bekam sie später dann doch noch. In einem Tauschhandel musste sie Tamedia dafür allerdings gleich drei eigene Titel abtreten, die *Zürichsee-Zeitung*, den *Zürcher Unterländer* und den *Zürcher Oberländer*.

Warum verliert die NZZ jeden Übernahmekampf mit Sicherheit? Es hat mit der Firmenkultur zu tun, die stärker als in andern Medienhäusern journalistisch geprägt ist.

Wenn wir es höflich sagen, dann ist in der NZZ-Gruppe die Diskussionskultur etwas höher entwickelt als die Entscheidungskultur. Wenn wir es unhöflicher sagen, dann wird hier lieber geschnorrt als geschossen.

Die NZZ-Gruppe hat mit ihrem unsicheren Stil alle Chancen in der Neuordnung des Zeitungsgeschäfts verpasst. Tamedia hat nach diesem Strukturprozess heute zehn Tageszeitungen mehr als vor acht Jahren. Die NZZ hat zwei weniger.

Sängerinnen

Von Beatrice Schlag — Die eine ist tot, die andere streng.

Zu den vermutlich meistgelesenen Geschichten der letzten Woche gehörte der Bericht über Nordkorea Kim Jong Un, der angeblich seine ehemalige Geliebte Hyon Song Wol hinrichten liess. Die in Nordkorea sehr populäre Sängerin soll zusammen mit elf weiteren Musikern heimlich Pornofilme gedreht und nach China verkauft haben. Einige der Musiker sollen auch im Besitz von Bibeln gewesen sein. Dafür wurden nach einem Bericht der konservativen südkoreanischen Zeitung *Chosun Ilbo* sämtliche Mitwirkenden auf Befehl des Landesführers vor den Augen ihrer Angehörigen erschossen.



Anschliessend seien die Familien der Toten in Arbeitslager verfrachtet worden. In der *Daily Mail* sagte ein japanischer Professor und Korea-Experte, die Geschichte sei unwahrscheinlich, denn man hätte die Schuldigen einfach im Gefängnis verschwinden lassen können. «Da aber Kims Frau, auch sie eine Sängerin, vor Jahren derselben Gruppe angehörte wie Hyon Song Wol, ist es möglich, dass diese Hinrichtungen eher mit Kims Frau zu tun haben.» Der *Spiegel* berichtete von hartnäckigen Gerüchten, wonach die Affäre zwischen Kim Jong Un und Hyon auch nach der Trennung nicht zu Ende gewesen sei.

Ebenfalls viel gelesen wurde in den letzten Tagen die Meldung, Jennifer Lopez sei stinksauer auf ihren zwanzig Jahre jüngeren Freund, den Tänzer Casper Smart. Er hatte in einem Interview ausgeplaudert, dass Lopez in der nächsten Staffel wieder als Jurymitglied im TV-Song-Wettbewerb «American Idol» mitwirken wird, was die Produzenten der Show und die Jurorin vermutlich gerne selber angekündigt hätten. Jedenfalls soll Jennifer Lopez so ungehalten gewesen sein, dass sie Casper das Taschengeld, das er von ihr erhält, um ein Viertel gekürzt habe. Statt 10 000 Dollar pro Woche erhalte er ab sofort nur noch 7500.

Gemeinsam ist den beiden Geschichten, dass sie auf anonymen und damit völlig unüberprüfbaren Quellen beruhen und möglicherweise sogar frei erfunden sind. Verstörend ist zudem, dass der Unterschied zwischen politischer Berichterstattung und Prominenten-Klatsch manchmal nicht mehr zu erkennen ist.



«Machtdemonstration gewisser Stadträte»: gestürzter Präsident Legrix.

Tiefstes Niveau

Nr. 35 – «Protokoll eines Putsches»; Alex Baur über Jean-Charles Legrix

Die Machtdemonstration gewisser Stadträte von La Chaux-de-Fonds gehört wohl zum allertiefsten politischen und auch menschlichen Niveau. Offensichtlich entspricht dies aber der Neuenburger Politikultur, hat sich doch Gleiches vor nicht allzu langer Zeit in ähnlicher Weise in der Kantonsregierung abgespielt. Hinzu kommt, dass sich selbst die kantonale SVP hinter solch infame Aktionen stellt, indem sie sich öffentlich bereits Gedanken macht über einen Parteiausschluss des gestürzten Stadtpräsidenten. Noch mieser geht es nicht! Und den Bericht der «Expertin» Cécile Pache auf deren Website möchte ich nicht kommentieren, mit dem Ehrenkodex ihrer Zunft hat sie wohl sehr grosse Mühe!

Ralph Geering, Divonne-les-Bains

Den Recherchen der *Weltwoche* glaube und vertraue ich ganz, und ich wünsche Herrn Legrix viel Kraft! Das Wichtigste in einem solchen Jammertal sind ein gutes Gewissen und die Sicherheit, dass man stets das Beste versucht hat. Alles andere, was einem widerfährt, die Verleumdungen, Lügen und Intrigen, kann man nicht vermeiden – sie sind Schicksal! Schicksal, das effektiv in den Sternen steht und gegen das der Mensch nicht ankommt. Herr Legrix erlebt es heute vielleicht zum ersten Mal. Es gibt jedoch Menschen, die sich ihr ganzes Leben

lang immer und immer wieder mit solchen menschlichen Gemeinheiten konfrontiert sehen und denen immer wieder alles durch Rufmord et cetera verbaut oder zertrümmert wird. Zum Schluss giessen die Verursacher noch ihre Häme darüber. Ich spreche aus Erfahrung («Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben ...»). Wer glaubt, es gebe dafür ein Rezept, irrt. Es ist das Leben in seinen sehr dunklen Dimensionen. Alles Gute, Herr Legrix! Esther Wettstein, Ostermundigen

Ich kann mir kaum vorstellen, welches Geschrei die Sozialdemokraten veranstalteten, wenn eine Gruppe von Bürgerlichen mit Hilfe einer Scheinexpertin einen legal gewählten Sozialdemokraten aus dem Amt hebelte. Aber umgekehrt hört man keinen Pieps. Demokratische Verhaltensregeln scheinen für Sozialdemokraten nicht zu gelten. Sie verdienen die zweite Hälfte ihres Namens nicht.

Andreas Kurt Richter, Bad Ragaz

Salongenossen

Nr. 35 – «Wadenbeisser am Monument»; Rudolf Strahm über Jean Ziegler

Es ist menschlich und parteipolitisch verständlich, wenn ein Salongenosse einem anderen Salongenossen zu Hilfe eilt, wenn sich letzterer selbstverschuldet im Schlamassel befindet. So eben gelesen im Essay von alt SP-Nationalrat Rudolf Strahm über seinen ehemaligen Ratsgenossen Jean Ziegler. Wenn Strahm es aber

unternimmt, in seinem Lobgesang auf Ziegler die bürgerliche Mehrheit der Aussenpolitischen Kommission (APK) des Nationalrats als «kleine Wadenbeisser» oder als «Rebellion der Schmalbrüstigen in Bundesbern» zu bezeichnen, dann befindet er sich auf dem Irrweg. Die APK hatte zu Recht die bundesrätliche Unterstützung von Zieglers Kandidatur für den Uno-Menschenrechtsrat als «unangebracht» gebrandmarkt. Ihr Argument: Ein Politiker, der sich jahrzehntelang mit Unwahrheiten gegen sein Heimatland im In- und Ausland zu profilieren versuchte, gehört nicht als Vertreter dieses Landes in ein internationales Gremium.

Den Vogel schoss Ziegler bekanntlich mit seinem Buch über ein frei erfundenes Zugunglück während des Zweiten Weltkriegs in Thun ab. Da sollen sich Schweizer Soldaten untertänigst in den Dienst deutscher Nazis gestellt haben. Alt FDP-Nationalrat Felix Auer zerriss das Lügengebäude in Stücke. Strahm erwähnt in seinem Essay dieses «akribische Buch» von Auer, verheimlicht der Leserschaft aber bösartig das, was Auer zum Schreiben desselben veranlasst hatte. Auf völlig falscher Spur befindet sich Strahm, wenn er der APK-Mehrheit unterstellt, sie sei vom «verlängerten Arm der israelischen Machtpolitik» gegen Ziegler aufgebracht worden. Ich war an jener APK-Sitzung dabei und stimmte ebenfalls gegen Ziegler, den ich aus mehrjähriger gemeinsamer Ratszeit in Bern erst noch persönlich gut kenne. Einzig ausschlaggebendes Moment war für mich: Wer jahrelang die Schweiz schlechtredet, dafür aber Diktatoren vom Schlage eines Fidel Castro oder eines Muammar Gaddafi den Hof macht, gehört nicht als Vertreter der Schweiz in ein Uno-Menschenrechtsgremium.

Maximilian Reimann, Gipf-Oberfrick
(seit 1987 Mitglied der eidgenössischen Räte)

Erpressungsversuche

Nr. 35 – «Wir benötigen Unterstützung»; Interview mit Elzbieta Bienkowska

Mit ihrer Aussage: «Wir erwarten eine Aufstockung des Erweiterungsbeitrages», hat die polnische Ministerin Elzbieta Bienkowska zumindest einen Beitrag zur Erheiterung meines Tages geleistet. Das ist doch wirklich toll. Die schwammigen, unklaren, nicht überprüfbaren Aussagen dieser Frau sind geradezu gefährlich naiv. Sie zeugen von einem äusserst problematischen Verhältnis zur Marktwirtschaft. Eine Win-win-Situation ist überhaupt nicht in Sicht. Vielmehr eine «Win-lose»-Situation. Die Verliererin ist die Schweiz. Immer schön die Hand aufhalten, probieren abzukassieren, keine Gegenleistungen. Die Regierung in Polen täte gut daran, aus eigener Initiative ein paar wesentliche Dinge zu ändern: Bekämpfung der grassierenden, allgegenwärtigen Korruption, Rechtssicherheit schaffen, ein klares Bekenntnis zu demokratischen, transparenten Abläufen

fen. Um auf diese Weise industrielle Investoren zu überzeugen. Für Polen hiesse dies: Arbeitsplätze, Steuersubstrat generieren. Das ist allerdings harte Arbeit. So ist zu hoffen, dass die Politik in der Schweiz solch plumpen, durchsichtigen Erpressungsversuchen nicht nachgeben wird. *Jürg Aeschbacher Moosseedorf*

Mängel werden geduldet

Nr. 35 – «Irgendwo hört Transparenz auf»; Interview mit ETH-Rektor Lino Guzzella

ETH-Rektor Guzzella nimmt (unabhängig von den Plagiatsvorwürfen) Stellung zur Masterarbeit von Doris Fiala. Kurz zusammengefasst, sagt er: Abschlussarbeiten an der ETH Zürich, die praxisorientiert sind, nur der Weiterbildung dienen, keine Befähigung zum Doktorat mit sich bringen, vor der Öffentlichkeit geschützt werden müssen und aus nationalem Interesse im gesetzlichen Auftrag durchgeführt werden, dürfen mit offensichtlichen Mängeln behaftet sein. *Echt? Kurt Weiss, Vaduz*

Weshalb nicht einfach teilen?

Nr. 35 – «Schweizer Insel geht an Deutschland»; Rico Bandle über die Friedolinsinsel

Der erste Gedanke, der mir beim Lesen dieses Artikels kam, war: Weshalb teilen sich Deutschland und die Schweiz die Insel nicht einfach in zwei gleich grosse Teile auf?

Daniel Widmer, Aarau

Begeisterung ist nicht zu übertreffen

Nr. 35 – «Der Staat als Unternehmer»; Editorial von Roger Köppel

Die Begeisterung von Herrn Köppel für den Neoliberalismus ist nicht zu übertreffen. Al-

erdings sind auch die Besitzer der Kleiderfabriken in Bangladesch begeisterte Anhänger des freien Marktes. Die Ideologie des Neoliberalismus kennt eben die Dimension der Menschenrechte nicht. Wie schreibt Herr Köppel so treffend: «Ideologie ist die Unfähigkeit, die Wirklichkeit höher zu gewichten als die eigenen Vorurteile.»

Peter Waibel-Frick, Arbon

Nahrhaftes Menü

Zur Ausgabe Nr. 34 – «Luxus-Behandlung für Häftlinge»

Zum Glück habe ich Zeit für Nichtgeplantes: Eine Ausgabe der *Weltwoche* wie zum Beispiel diejenige vom 22. August kann ich nicht bloss überfliegen. Da bin ich hängengeblieben. Danke für dieses mannigfaltige, gekonnt zubereitete, nahrhafte Menü!

Max Welter, Gasel

Wer verursachte die Eurokrise?

Nr. 34 – «Leben ist ja doch möglich»; Interview mit Adolf Muschg

Das Interview mit dem Schriftsteller Adolf Muschg ist wirklich sehr aufschlussreich. Zur Wirtschaft sagt er: «Heute ist kurzfristiger Profit das Mass aller Dinge.» Er könnte auch anerkennen, dass dank einer verantwortungsvollen, sozialen Marktwirtschaft Millionen von gutbezahlten Arbeitsplätzen geschaffen werden und auch langfristig geplant wird. Doch davon kein Wort. Herr Muschg meint, dass die Profitgier die Euro-Krise verursacht hat wenn er sagt, die Profitgier liefere für die Euro-Krise ein Beispiel. Ist die Euro-Krise nicht viel mehr eine staatlich verursachte Krise, nämlich die Schuldenmacherei der – hauptsächlich sozialistischen – Regierungen? Herr Muschg kritisiert das Sparprogramm. Sollen denn fröhlich immer mehr Schulden gemacht werden? Danke für dieses aufschlussreiche Interview. *Eduard Braendle, Hittnau*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als Gast eine Lebensmittelallergie vortäuschen, wenn man das vorgesetzte Essen überhaupt nicht mag?

Christine Kämpfer, Burgdorf

Nein. Und zwar hauptsächlich deshalb, weil Lebensmittelallergien extrem uncool sind. Inzwischen wimmelt es von Gluten- und Laktoseintoleranten und von Leuten, die nur den Migros-Zwieback in der gelben Packung vertragen, auf gar keinen Fall aber jenen in der blauen. Konzentrieren Sie sich stattdessen auf etwas, was Sie ein ganz kleines bisschen mögen, und loben Sie es in den Himmel: «Diese *Erbsli* sind so knackig wie der Frühling selbst!» – «Ich kann mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal an einer so zitronigen Zitronenscheibe gelutscht habe!» Ignorieren Sie den Rest des Mahls nonchalant, und gönnen Sie sich daheim ein dickes Butterbrot.

Sacha Verna

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.


CRESTA
PALACE

Herbstzauber

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub. Wandern, Golfen, Biken, Tennis uvm.
Zimmer/Frühstück ab CHF 125.– pro Person

Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen
Sommersaison bis 13. Oktober 2013

★★★★

CRESTA PALACE . CH-7505 Celerina/St. Moritz
T +41 (0)81 836 56 56 . www.crestapalace.ch
Elisabeth und Hanspeter Herren


das Bergjuwel

Ich sterbe, also bin ich

Der Finanzchef bringt sich um. Der Präsident macht sich aus dem Staub. Die tragischen Vorgänge beim globalen Traditionsversicherer Zurich werfen Fragen zur Standfestigkeit von Führungskräften auf. Was ist mit der schweizerischen Wirtschaftselite los? *Von Roger Köppel*

Die Firma beschäftigt weltweit rund 60 000 Mitarbeiter, ist global tätig, ein Schweizer Traditionsunternehmen mit grosser Geschichte, im Jahr 1872 kurz nach der deutschen Reichseinigung in Zürich gegründet, verlässlich, erdbebensicher, wie man meinen könnte, Inbegriff von Stabilität und Weitblick, wie er gerade in dieser Branche besonders gefordert ist, Gesamtumsatz rund 53 Milliarden Franken, über 3 Milliarden Franken Reingewinn, Nummer fünf der Welt, ein Fels in der Brandung des internationalen Versicherungsgeschäfts, in dem sich die Zurich Insurance Group allen Menschen, die den Wechselfällen des Lebens trotzen wollen, als verlässlicher, ja als unerschütterlicher Rückhalt gegen Schicksalsschläge jeder Art anbietet. Ausgerechnet dieser weltumspannende Grosskonzern, Spezialist in der Beurteilung und Bewältigung von Lebensrisiken, bekundet derzeit grösste Mühe, mit einem Unglück in den eigenen Reihen fertig zu werden. Der Selbstmord seines Finanzchefs Pierre Wauthier Ende August hat das Unternehmen völlig unerwartet in eine Führungskrise gestürzt. Der Fall wirft ein ungünstiges Licht auf einen wichtigen Teil der Schweizer Management-Elite.

Die Fakten, soweit bekannt: Am Montagmorgen, dem 26. August, wird der Finanzchef der Versicherungsgesellschaft, Pierre Wauthier, tot an seinem Wohnort in der Nähe von Zug geborgen. Der 53-jährige Familienvater hat sich erhängt und erhebt, wie später herauskommt, in einem Abschiedsbrief schwere Anschuldigungen gegen den Verwaltungsratspräsidenten des Unternehmens, Josef Ackermann. Leute, die den Abschiedsbrief gelesen haben, fassen die Vorwürfe wie folgt zusammen: Ackermann habe zu viel Druck aufgesetzt und ihn, den Finanzchef, in allzu hartem Ton kritisiert. Ausserdem habe sich Wauthier von Ackermann desavouiert gefühlt vor den eigenen Untergebenen.

Obschon sich Ackermann zu den Vorwürfen öffentlich nicht äussern will, sickert über zahlreiche Kanäle durch, dass der Verwaltungsratspräsident die Kritik entschieden und empört zurückweist. Mehr noch: Er hält die postume Attacke des Finanzchefs für eine Gemeinheit sondergleichen, infam und in keiner Weise berechtigt. Tatsächlich hat der Selbstmörder Wauthier versucht, einen Rufmord zu lancieren, indem er Ackermann indirekt zu seinem Mörder oder Mitmörder erklärt. Dass sich der Präsident zu Unrecht diffamiert fühlt, kann man nachvollziehen.



Den halben Korridor umgebaut: Ex-Präsident Ackermann.

Umso erstaunlicher kommt dann Mitte Woche allerdings die Nachricht, dass der hochdekorier- te Präsident der Zurich, Ackermann, ehemaliger Chef der Deutschen Bank, Oberst der Schweizer Armee, weltläufiger Global Manager mit besten Kontakten zu Politikern, Unternehmern und Berühmtheiten, in einer Art emotionaler Kurzschlussreaktion von allen Ämtern zurücktritt. Er liefert eines der merkwürdigsten Statements in der Weltgeschichte der Unternehmenskommunikation: «Ich habe Grund zur Annahme, dass die Familie meint, ich solle meinen Teil der Verantwortung hierfür tragen, ungeachtet dessen, wie unbegründet dies objektiv betrachtet auch sein mag. Daher sehe ich eine weitere erfolgreiche Führung des Verwaltungsrates zum Wohle der Zurich in Frage gestellt. Um jegliche Rufschädigung zu Lasten von Zurich zu vermeiden, habe ich beschlossen, von allen meinen Funktionen im Verwaltungsrat mit sofortiger Wirkung zurückzutreten.» Die Erklärung trifft die Zurich unvorbereitet. Offenbar ist die Rücktritts-Kommunikation betriebsintern nicht abgesprochen. Ackermann prescht eigenmächtig und eigensinnig vor. Selbst seine engsten Schweizer Berater werden überrumpelt. Böses Blut breitet sich aus. Die Zurich-Versicherung ist entsetzt, um es zurückhaltend auszudrücken, über die als Fahnenflucht empfundene plötzliche Demission ihres Präsidenten, der seinen Posten doch erst im März letzten Jahres angetreten hat und jetzt, zum dümmsten Zeitpunkt, seinen Sessel räumt.

«Hysterie» bei der Zurich

Was sind Ackermanns Motive? Gerüchte kursieren. Kritiker vermuten, seine VR-Kollegen hätten ihn zum Rücktritt gedrängt. Interne Quellen verneinen glaubhaft. Andere Deutungen unterstellen, Ackermann habe sich präventiv aus dem Staub gemacht, weil ihm Gerichtsverfahren aus seiner früheren Tätigkeit als Chef der Deutschen Bank drohen. Recherchen legen eine banalere Wahrheit nahe: Ackermann handelte im Affekt, aus Überforderung nach Wauthiers Selbstmord, gegen den ausdrücklichen Wunsch seiner engsten Schweizer Berater. Es ist erstaunlich, wie wenig es braucht, um vermeintlich sturmerprobte Manager aus dem Gleichgewicht zu bringen. Ackermann stellte seine Befindlichkeit über die Interessen des Konzerns.

Bis zu einem gewissen Grad kann man seinen Empfindungen sogar folgen. Der Zurich und ihrem Präsidenten scheint die Witwe Wauthiers mit einer «Schlamm Schlacht», wie es heisst, gedroht zu haben. Sie habe den anklägerischen Brief ihres Gatten öffentlich machen wollen, man rechnete mit Strafanzeigen. Insider sprechen von einem «Amoklauf». Ackermann mochte sich den Auseinandersetzungen nicht mehr stellen, er ging davon aus, der Streit mit einem Toten und dessen Witwe sei aussichtslos und würde ihn und die Firma

nur beschädigen. Um die Witwe von ihren Plänen abzubringen, entschloss er sich, den Bettel hinzuschmeissen. Unter Freunden liess er durchblicken, dass er seinen Affektentscheid auch durchaus kritisch sieht.

Der Präsident befürchtete zudem, dass im Zusammenhang mit einer Selbstmord-Debatte alte Wunden wieder aufgerissen würden. Als Chef



Vorwürfe aus dem Jenseits: Pierre Wauthier.

der Deutschen Bank stand Ackermann zum Teil jahrelang im Zentrum öffentlicher Entrüstung. Er musste sich vor Gericht im sogenannten Mannesmann-Prozess verantworten, wurde freigesprochen, blieb aber in Deutschland wegen seiner sportlichen Renditevorgaben als Inbild des seelenlosen profitgetriebenen Kapitalisten im Visier. Querelen überschatteten auch seinen Ab-

Ackermann verströmte in den letzten Jahren eine Neigung, sich mit Berühmtheiten zu zeigen.

gang in Frankfurt, wo die Nachfolge in einen unwürdigen Kleinkrieg zwischen unter sich verfeindeten Führungskräften ausartete. Ackermann, der in den letzten Jahren eine gewisse Neigung verströmte, sich vor allem mit bedeutenden internationalen Persönlichkeiten sehen und ablichten zu lassen, war es ganz offensichtlich leid, mit 65 Jahren noch einmal in die Niederungen eines zwischenmenschlichen Dramas hinabzusteigen. Wauthiers Selbstmord, heisst es aus seinem Umfeld, habe die Zurich-Versicherung in einen Zustand der «Hysterie» versetzt. Aus Sorge um seine Image und sein Lebenswerk ergriff Ackermann die Flucht. Ironischerweise wirkt sein Abgang wie ein Schuldeingeständnis, das die Vorwürfe des Finanzchefs legitimiert.

Der Verwaltungsratspräsident hat sich erfolgreich erpressen lassen.

Keine Frage: Der Rücktritt war ein schwerer, unverständlicher Fehler. Sosehr man Ackermann nachfühlen kann, dass ihn die perfiden Anschuldigungen aus dem Jenseits verletzen und auch empören: Eine Führungskraft darf sich von solchen Emotionen weder ergreifen noch fernsteuern lassen, egal, ob sie nun einem Kleinbetrieb vorsteht oder einem global tätigen Milliardenkonzern. Wann, wenn nicht in unheilvollen Zeiten, ist die Präsenz eines erprobten Kapitäns vonnöten? Für genau solche Fälle dürfte man den Ex-Chef der Deutschen Bank an die Spitze der Zurich gestellt haben. Ackermann zerstört mit seinem unüberlegten Schritt das von ihm selber sorgsam gezimmer- te Denkmal des überlegenen, konfliktfesten Unternehmensführers, der Verantwortung übernimmt und nicht bei der ersten Turbulenz verschwindet. Nach all den Debatten über «Abzocker» und «Schönwetterkapitäne» in der Finanzkrise liefert Ackermann jetzt jenen Kräften Munition, die in den Managementetagen partout nur überbezahlte Egoisten erblicken wollen, die zuerst an sich selber und erst viel später an ihr Unternehmen, die Aktionäre, die Kunden oder die Mitarbeiter denken. Bei allem Respekt vor der Laufbahn des Ostschweizers: Als Verwaltungsrat der Zurich hinterlässt er einen traurigen Eindruck. Das eigene Image, der Glanz des eigenen Namens und der Karriere waren ihm wichtiger als die Aufgabe.

Gewiss: Es ist kein Geheimnis, dass sich Ackermann bei der Zurich von Beginn weg nicht sonderlich wohl fühlte. Gegenüber Vertrauten liess er erkennen, dass er den globalen Versicherer als «Schlafwagen-» und «Wohlfühlgesellschaft» betrachtete, die es aufzurütteln galt. Gut möglich, dass der ambitionierte Führungsstil des an schnelle Rhythmen gewohnten Bankers in einem Versicherungsbetrieb, der eher auf die ganz lange Sicht codiert ist, Irritationen auslöste.

Auch hier allerdings liegt der Fehler beim Präsidenten, den niemand gezwungen hat, den VR-Posten zu übernehmen. Ackermann hätte vor Amtsantritt genauer abklären müssen, worauf er sich einlässt. Seine persönliche *due diligence* war mangelhaft, doch das Präsidium der renommierten Traditionsfirma lockte den Prestigebewussten.

Es mutet heute etwas peinlich an, dass sich Ackermann, weil er bei der Zurich vorgeblich eine tragende Rolle spielen wollte, im schlossartigen Hauptsitz des Unternehmens am Zürcher Mythenquai vor Jahresfrist noch einen halben Korridor umbauen liess für ein majestätisches Chefbüro mit Seeblick. So ernst war ihm die Sache nun wohl doch nicht.

Wenn nicht alles täuscht, nutzte er den Selbstmord Wauthiers auch als Gelegenheit, um sich von einer Firma zu trennen, mit der er nie wirklich warm geworden war. Er tat dies

«Selbstmord ist verantwortungslos»

Wer sich umbringt, hinterlasse seinen Angehörigen eine grosse Bürde, sagt Psychiater Werner Strik. *Von Alex Reichmuth*



«Persönlicher Entscheid»: Mediziner Strik.

Zürich-Finanzchef Pierre Wauthier, der sich letzte Woche das Leben nahm, hat in einem Abschiedsbrief Verwaltungsratspräsident Josef Ackermann beschuldigt, ihn unter Druck gesetzt zu haben. Kann man am Selbstmord einer Person schuld sein?

Nein – es sei denn, man hat einen Menschen absichtlich in den Tod getrieben, was wir nicht annehmen wollen. Ein Suizid ist immer ein persönlicher Entscheid, der mehrere Ursachen hat. Zudem ist die Urteilsfähigkeit eines Menschen, der sich umbringen will, meist eingeeengt.

Josef Ackermann ist jetzt zurückgetreten. «Gegen einen Toten kann man nur verlieren», soll er an einer Verwaltungsratssitzung gesagt haben. Können Sie den Rücktritt nachvollziehen?

Durchaus. Aber nicht im Sinn, dass Josef Ackermann am Tod Wauthiers schuld ist. Ackermann ist zum Schluss gekommen, dass sein Rücktritt dem Unternehmen hilft. Das ist zu respektieren.

Wie soll man ganz allgemein reagieren, wenn einem die Schuld am Selbstmord eines Mitmenschen gegeben wird – etwa von dessen Angehörigen?

Das ist eine schwierige Situation. Einerseits muss man die Würde des Verstorbenen

und die Sensibilität der Angehörigen achten. Umgekehrt ist eine solche Schuldzuweisung nicht akzeptabel. Jedenfalls sollte man bei einem solchen Vorwurf von Angehörigen nicht versuchen, die Sache selber mit ihnen klären zu wollen. Da braucht es einen Psychologen oder Psychiater, der vermittelt.

Sagt die gewählte Todesart etwas über die Motive aus, die zum Suizid führten?

Das nicht. Aber die gewählte Methode verrät meist, wie entschlossen ein Mensch ist, sein Leben zu beenden. Wer nicht so entschlossen ist und unbewusst eine Rettung in Betracht zieht, schluckt zum Beispiel Medikamente. Wer hingegen auf jeden Fall sterben will, erschiesset oder erhängt sich.

«Wenn du mich verlässt, bringe ich mich um», lautet eine häufige Drohung. Wie soll man darauf reagieren?

Es ist für den Laien kaum festzustellen, ob eine Suiziddrohung ernst gemeint ist. Man darf sie jedenfalls nicht auf die leichte Schulter nehmen. Klar ist, dass immer eine grosse psychische Not hinter einer solchen Drohung steht. Man sollte in diesem Fall professionelle psychiatrische Hilfe beiziehen.

Stimmt es, dass diejenigen, die sich wirklich umbringen wollen, niemandem etwas davon sagen?

Statistisch mag das stimmen. Wer von Suizid spricht, ist eher bereit, sich helfen zu lassen, als jemand, der schweigt. Aber man sollte sich davor hüten, auf solche Faustregeln zu vertrauen. Denn im Einzelfall kann es ganz anders sein.

Die Suizide von Schloter und Wauthier werden in den Medien mit den angeblich immer höheren Belastungen der Leistungsgesellschaft in Zusammenhang gebracht. Sind hochbelastete Wirtschaftsleute stärker gefährdet, sich das Leben zu nehmen?

Dazu gibt es keine wissenschaftlich gesicherten Aussagen. Klar ist aber, dass Leistung auch gute Gefühle vermitteln kann.

Hat Wauthier Schloters Suizid nachgeahmt?

Da kann man nur spekulieren. Nachahmungssuizide sind aber ein bekanntes Phänomen – vor allem, wenn ein Suizid öffentlich gross diskutiert wird.

Dann muss man befürchten, dass sich nun vermehrt Manager umbringen?

Auszuschliessen ist das nicht – wobei ganz allgemein Menschen unter hohem Leistungsdruck betroffen sein könnten. Aber die meisten Medien haben sich in ihrer Berichterstattung zu den Suiziden von Schloter und Wauthier vorbildlich verhalten. Sie haben keine Einzelheiten zu den Suiziden verbreitet und diese nicht verklärt.

Wirklich? Carsten Schloter wurde doch zum Märtyrer stilisiert, der mit seinem Selbstmord aufzeigt, wie schlimm die Leistungsgesellschaft ist.

Ich habe das anders wahrgenommen.

In Japan nehmen sich gescheiterte Manager öfter als bei uns das Leben. Selbstmord ist dort eine gesellschaftlich fast schon akzeptierte Form, auf Misserfolg zu reagieren. Kommt das auch bei uns?

Das glaube ich nicht. Japan hat eine jahrhundertalte Tradition, in der ein Suizid unter gewissen Umständen als Heldentat angesehen werden kann. In unserer Kultur ist das nicht der Fall.

Ist Selbstmord eine verantwortungslose Tat? Vor allem dann, wenn man kleine Kinder hinterlässt?

Ja. Ein Suizid erzeugt immer grosses Leid und Schuldgefühle bei den Hinterbliebenen. Insofern hinterlässt ein Mensch, der sich umbringt, seinen Angehörigen eine grosse Bürde.

Werner Strik ist Professor für Psychiatrie und Direktor der Erwachsenenambulanz der Universitären Psychiatrischen Dienste Bern.



Die trostlose Realität hinter der strahlenden Fassade: Wauthiers verlotterter Wohnsitz in Walchwil ...

ohne Rücksicht auf Verluste und war nach Aussage von Zurich-internen Quellen auch nicht mehr bereit, gemeinsam mit dem Management einen geordneten Rückzug auf die nächste Generalversammlung hin vorzubereiten. Der Vorwurf der Egozentrik kann Ackermann nicht erspart werden.

Doch auch das Management um CEO Martin Senn muss sich ein paar kritische Fragen gefallen lassen. Erstens: Wie war es möglich, dass Pierre Wauthier überhaupt in die ihm übertragene Funktion aufsteigen konnte? Nicht nur die Tatsache, dass er Selbstmord beging, sondern auch die Art und Weise, wie er seinen Suizid als Rufmord inszenierte, nähren Zweifel an seiner charakterlichen Eignung.

Zweitens: CEO Senn hätte merken können, dass mit seinem Spitzenmann Wauthier etwas nicht stimmte. Es gab frühe Anzeichen der Zerrüttung und Überforderung. Sinnbildlicher Ausdruck ist der Wohnsitz des Verstorbenen, ein verlottertes ehemaliges Hotel in Walchwil am Zugersee. Wauthier kaufte das Gebäude vor fünf Jahren und brachte es bis heute nicht fertig, die Behausung aus ihrem bruchbudenhaften Urzustand zu befreien. Es geht nicht darum, dass Topmanager zwingend in Palästen wohnen müssen. Wer sich allerdings die Bilder von Wauthiers baufälligem Zuhause besieht, gewinnt den Eindruck einer existenziellen Unaufgeräumtheit, die im Lichte des Selbstmords wie ein beunruhigender Hinweis auf umfassendere Schwierigkeiten der Lebensbewältigung wirkt. Hat Senn genau genug abgeklärt, wen er auf den Schlüsselfestposten hievte?

Ein letzter Punkt: Der Selbstmörder ist, wie der Name schon sagt, ein Mörder, der sich selber ermordet. Selbstmörder handeln eigenver-

antwortlich, es sei denn, schwere seelische Erkrankungen liegen vor. Daher ist es abwegig bis böswillig, Drittpersonen eine Mitverantwortung an Selbstmorden zuzuschreiben. Niemand muss sich umbringen, nur weil er mit seinem Vorgesetzten nicht mehr auskommt. Es ist seine freie Entscheidung, statt eines Stellenwechsels die Selbsttötung zu wählen.

Tragisch-glorreicher Märtyrer

Wer allerdings Selbstmörder zu Opfern oder gar zu Helden erklärt, verherrlicht den Selbstmord und schafft Anreize für Nachahmer. Es ist kaum Zufall, dass sich Wauthier so kurz nach Swisscom-Chef Carsten Schloter das Leben nahm. Wauthiers Selbstmord ging eine irri- ge mediale Debatte voraus über angebliche Konflikte zwischen Schloter und Swisscom-Präsident Hansueli Loosli, dem das Wirtschafts- magazin *Bilanz* indirekt eine Mitschuld am Suizid seines Untergebenen unterstellte. Das Zurich-Management will nach eigenem Bekunden nun ebenfalls untersuchen, ob auf den Finanzchef «unziemlicher Druck» ausgeübt worden sei. Damit wird zumindest theoretisch die Möglichkeit in den Raum gestellt, dass nicht Wauthier, sondern die Firma den Selbstmord mitverursacht haben könnte: Der Selbstmörder wird zum tragisch-glorreichen Märtyrer der Leistungsgesellschaft.

Der Schweizer Schriftsteller Hermann Burger (1942–1989) schied freiwillig aus dem Leben und brachte den unheimlichen Reiz der glorifizierten Selbsttötung in seinem «Tractatus logico-suicidalis» auf die Formel: «Ich sterbe, also bin ich». Indem er sich umbringt, setzt der Selbstmörder ein Zeichen, das nicht übersehen werden kann. Im Tod markiert er seine Existenz. Der Schriftsteller hatte ein subtiles Gespür für die



... und der Zurich-Palast in Zürich.

kranken Verlockungen des heroisierten Suizids: «Denn die revolutionärste Tat, die ein Mensch in seinem Leben begehen kann [der Selbstmord, Anm. d. Verf.], wirkt ansteckend.»

Anstatt eine Untersuchung gegen sich selber einzuleiten, hätte die Zurich ihr Beileid ausdrücken und die Anschuldigungen zurückweisen sollen. Ackermanns Rücktritt war ein Kapitalfehler. Keine Firma muss sich dafür entschuldigen, dass sie hohe Anforderungen an ihre bestbezahlten Mitarbeiter stellt, und kein Leistungsdruck kann so gross sein, dass sich daraus kausal zwingend ein Selbstmord ableiten liesse.

CEO Senn lobt den Verstorbenen bereits als einen der «global besten Finanzchefs». Das ist liebenswürdig, aber nicht ganz ehrlich. Kann jemand, der auf diese Weise aus dem Leben geht, wirklich eine der «global besten» Führungskräfte sein? Imagepflege triumphiert über Glaubwürdigkeit.

In der finalen Egozentrik überschneiden sich interessanterweise die sonst so unterschiedlichen Biografien von Ackermann und Wauthier. Der Präsident nahm den Selbstmord des Finanzchefs zum Vorwand, um aus einer ungeliebten Firma auszusteigen. Der Finanzchef nahm den Führungsstil des Präsidenten zum Vorwand, um aus einem ungeliebten Leben auszusteigen. Ich sterbe, also bin ich.

Zurück bleibt ein betrübliches Fazit. Führungskräfte der Wirtschaft betonen, wie sehr Verantwortung und Stehvermögen gerade in schwierigen Zeiten zählen. Der Fall Zurich lässt solche Sätze etwas hohl klingen. Image, Karriere und Selbstsucht bleiben wichtige Triebkräfte hinter der Fassade. Die gute Nachricht lautet, dass auch diese Krise die Kräfte ihrer eigenen Überwindung weckt. ○

Weg des geringsten Widerstands

Der Zürcher Jugendanwalt Hansueli Gürber will einen jungen Messerstecher zähmen, indem er ihn zur Kampfmaschine ausbilden lässt. Dagegen sträubt sich der gesunde Menschenverstand. Zu Recht. Der «Fall Carlos» offenbart die Schwächen des Schweizer Jugendstrafrechts. *Von Alex Baur*



«Er ist ein Luxusgeschöpf»: jugendlicher Gewalttäter Carlos.

Es war eine Sternstunde des Schweizer Fernsehens. Fast zwei Wochen sind vergangen, seit SRF zu einer Randstunde das zwanzig Minuten kurze Doppelporträt über Jugendanwalt Hansueli Gürber (SP) und den jugendlichen Gewalttäter mit dem Pseudonym Carlos ausstrahlte. Seither streitet die halbe Nation über ein Thema, das bislang höchstens nach einem empörenden Delikt kurz aufflackerte, um ebenso schnell wieder zu erlöschen: das Jugendstrafrecht. Kaum je hat ein so kurzes Filmchen eine derart engagierte Debatte ausgelöst.

Dabei wirkt der Beitrag des Reporters Hanspeter Bäni, gemessen an den atemlosen Skandalreporten, die täglich über unsere Bildschirme flimmern, geradezu beschaulich. Bäni hat ganz einfach das gemacht, was einen guten Reporter auszeichnet: Er war mit seiner Kamera zur richtigen Zeit am richtigen Ort; und er scheute sich nicht vor den wesentlichen Fragen,

die oft so banal anmuten, dass man sie kaum zu stellen wagt. Was er dabei zutage förderte, ist so entlarvend, dass es keiner Ausrufezeichen oder rhetorischen Tricks mehr bedurfte.

Es war auch eine Sternstunde der Boulevardpresse. Die unglaubliche Geschichte um den 62-jährigen Jugendanwalt Gürber – schon fast

Acht schwerbewaffnete Polizisten verhafteten den unberechenbaren Gewalttäter auf offener Strasse.

die Karikatur eines in die Jahre gekommenen Hippies – und den seit letztem Juli 18-jährigen Messerstecher Carlos, der unter der Aufsicht eines veritablen Heeres von Sozialtherapeuten zum Thaiboxer ausgebildet wird, bot Stoff in Fülle. Allen voran der *Blick* lief zu alter Hochform auf und deckte Tag für Tag neue Details

aus dem Alltag eines jugendlichen Delinquenten auf. Anfang Woche dann der vorläufige Höhepunkt: Ein Kommando von acht schwerbewaffneten Polizisten verhaftete den unberechenbaren Gewalttäter auf offener Strasse und überführte ihn ins Gefängnis.

Carlos sei «zu seinem Schutz und zur Sicherung der Massnahme» inhaftiert worden, wiegelte die Jugendanwaltschaft umgehend ab. Gemäss Liliane Minor vom *Tages-Anzeiger* besteht der wahre Skandal darin, dass die «für die Öffentlichkeit völlig unverständliche» Therapierung überhaupt publik wurde. Damit habe Gürber «die Arbeit von Jahren» zunichtegemacht. Selbstzensur wäre demnach angesagt. Und schon befindet sich Carlos wieder in seiner angestammten Rolle, der Rolle des Opfers, – für einmal nicht das Opfer der Gesellschaft, sondern ein Opfer der Medien.

Das Jugendstrafrecht ist eine gegenüber der Öffentlichkeit sorgsam abgeschottete Welt. Der Fall Carlos ist eine rare Ausnahme. Seine kriminelle Karriere begann im Alter von elf Jahren mit Terror auf dem Pausenplatz, und sie nahm in der Folge – von Drohung über Raub und Körperverletzung bis hin zur versuchten Tötung – einen steilen Verlauf. Alle erzieherischen Massnahmen sind offenbar gescheitert; geschlossene Kliniken, Anstalten und Heime weigern sich angeblich, den renitenten Burschen aufzunehmen.

Also versuchte man es andersherum. Carlos muss sich nicht länger dem Regime der Institutionen anpassen, wie Jugendanwalt Gürber im TV-Film erklärte, sondern umgekehrt. Man hat ein nach seinen Wünschen und Bedürfnissen «massgeschneidertes Setting» bereitgestellt: geräumige Wohnung, persönliche Betreuung rund um die Uhr – und eben ein intensives Thaibox-Training. Arbeiten oder eine Lehre absolvieren muss Carlos nicht, das würde ihn «im Moment» überfordern.

In Wahrheit ist es die Wiederholung der alten Geschichte: Der pubertierende Carlos hat bislang noch jeden Kampf mit den Behörden gewonnen. «Er ist ein Luxusgeschöpf», erklärte eine ehemalige Betreuerin gemäss der *Schweiz am Sonntag*, «nur mit Geld kann man ihn unter Kontrolle halten.» Carlos argumentiere «stundenlang und nervenaufreibend», bis er sein Ziel erreiche. Vom exklusiven Deo (Armani) über teure Freizeitvergnügen (Gokart) bis zum Marihuana (zur Entspannung) wurde ihm am Schluss jeder Wunsch erfüllt, auf Kosten der Allgemeinheit. Auf dem Marsch

durch die Institutionen scheint der Bursche ein sicheres Gespür für den Weg des geringsten Widerstandes entwickelt zu haben.

Und nun, gleichsam als Krönung, die Ausbildung zum Thaiboxer. Kann man einen Gewalttäter entschärfen, indem man ihn zur Kampfmaschine ausbildet? Schon der gesunde Menschenverstand sträubt sich dagegen. Mit Fug. Die Idee, das Zerstörerische ins Nützliche umzupolen, indem man es in geordnete Bahnen lenkt, hat wohl etwas Bestechendes in sich – im konkreten Fall allerdings nur, wenn man sie nicht zu Ende denkt. Gürbers Logik folgend, könnte man etwa notorische Randalierer zu Krawallpolizisten umfunktionieren, auf dass sie ihre Gewaltfreude im Dienste der Allgemeinheit ausleben mögen. Man könnte pädophile Straftäter im Gefängnis zu Lehrern und Kindergärtnern ausbilden oder, warum auch nicht, Giftmischer zu Apothekern.

Erinnerungen an den «Parkplatzmörder»

Es gibt solche Erfolgsgeschichten – vor allem im Kino. Im realen Leben sind das ziemlich gefährliche Experimente. Carlos ist nicht der erste Gewalttäter, den die Jugendbehörden zur Kampfmaschine ausbilden liessen. 2001 sorgte der Dokumentarfilm «Bashkim – Schlag auf Schlag» für begeisterte Kritiken. Er handelte

Der pubertierende Carlos hat bislang noch jeden Kampf mit den Behörden gewonnen.

von einem jungen Kosovo-Albaner, der, ähnlich wie Carlos, schon zahllose schwere Gewaltverbrechen auf dem Kerbholz hatte. Mit dem Boxen, so liess sich Heinz Langemann vom Schulpsychologischen Dienst der Stadt Zürich damals zitieren, könnten Jugendliche wie Bashkim den «Umgang mit der eigenen Aggression nach bestimmten Regeln» erlernen.

Im Fall Bashkim Berisha endete das neuartige Experiment blutig. Am 11. Februar 2005 erschoss der halbwegs erfolgreiche Thaiboxer vor einem Klub in Dübendorf ZH aus völlig nichtigem Grund einen jungen Familienvater. Den Anlass gab ein schräg parkiertes Auto. Vier Jahre später wurde der «Parkplatzmörder» Berisha zu vierzehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Der Mann hat zwar nicht mit der Faust, sondern mit der Waffe getötet, aber er war weit davon entfernt, seine Aggressionen zu kontrollieren.

Die mit Anabolika – der Stoff bläst nicht nur die Muskeln auf, sondern steigert auch die Aggressivität – geschwängerte Thaibox-Szene ist für einen gewaltbereiten Jugendlichen etwa so geeignet wie eine Schnapsbrennerei für einen Säufer: Er kommt wohl auf seine Rechnung, doch sein Verhalten wird kaum sozialverträglicher. Zwar vertrat bereits Aristoteles die bis heute weitverbreitete These, wonach man Aggressionen am besten abbaut, indem man

sie auslebt. Jüngere Forschungen relativieren diese «Dampfkessel-Theorie» indes.

In einem breit angelegten Experiment setzten die amerikanischen Forscher Brad Bushman und Roy Baumeister Ende der 1990er Jahre 700 Studenten frustrierenden und ungerichteten Kritiken aus. 350 zufällig ausgewählte Probanden durften ihre Wut an einem Punchingball auslassen; die andere Hälfte musste sich mit ihrer Frustration abfinden. Eine Nachkontrolle zeigte, dass jene, die ihren Frust mit den Fäusten abreagierten, sich damit zwar kurzfristig Erleichterung verschafften; längerfristig aber steigerte sich ihre Aggressivität gegenüber der Vergleichsgruppe.

Unter diesen Vorzeichen ist die «Thaibox-Therapie» nichts anderes als eine Kapitulation. Fairerweise muss man Gürber und sei-



Weiche Tour: Jugendanwalt Hansueli Gürber.

nen Helfern zugestehen, dass unser System einschneidende Strafen gar nicht zulässt. Man geht davon aus, dass erzieherische Massnahmen Jugendliche eher auf den Pfad der Tugend bringen als Strafen. Selbst die teuerste Therapie, so wurde in diesen Tagen immer wieder argumentiert, sei langfristig viel billiger als eine kriminelle Karriere. Dem ist schwerlich zu widersprechen, allerdings nur unter der Voraussetzung, dass die Therapie Erfolg zeitigt – und nicht genau das Gegenteil von dem bewirkt, was sie sollte.

Jugendanwalt Gürber gibt sich gegenüber seiner Klientel als lässiger Typ, der sich selber über Konventionen hinwegsetzt und viel Verständnis für jugendliche Übeltäter aufbringt. Viele seiner Klienten, so sagt er, würden etwas ganz anderes erwarten, sie seien überrascht, wenn sie sich mit einem verständnisvollen Jugendrichter konfrontiert sehen, und würden

sich öffnen. Das mag für Teenager zutreffen, die mal einen Joint geraucht oder ein Töffli frisiert haben. Bei Rückfalltätern wie Carlos funktioniert diese Masche kaum.

«Junge, du musst einen Beruf lernen»

Für den therapieerprobten Carlos ist die weiche Tour Alltag. Wir wissen nicht, wieweit ihm das Verbrechen in den Genen oder ob die Crux im Milieu liegt (in der Regel ist es beides). Andeutungsweise konnte man erfahren, seine familiären Verhältnisse seien katastrophal gewesen. Mag sein, dass er in Boxtrainer Shemsi Beqiri erstmals eine Vaterfigur gefunden hat, die er bewundert; und in Mariam, der Perserin, die ihn rund um die Uhr umsorgt, eine liebevolle Mutter. Zu gönnen wäre es ihm. Denn Teenager brauchen vor allem eines: Vorbilder. Zu dumm, dass Beqiri Thaiboxer ist und nicht Musiker oder wenigstens Schwinger.

Ein halbes Dutzend Sozialtherapeuten, die Carlos umschwärmen, sind für ihn kaum Vorbilder. Eine kurze Sequenz aus Bänis Film liefert eine eingängige Kostprobe. In einer Gesprächsrunde versuchen die Betreuer ihm zaghaft die Vorzüge einer Berufslehre näherzubringen. Das klingt dann so: «Es braucht wie ein zweites Bein, ein Stück weit, wir haben das ja auch schon mal andiskutiert, in eine Richtung, wo du könntest, ein Stück weit, wie eine Ausbildung machen.» Zum Glück ist Beqiri zur Stelle und erklärt Carlos, was Sache ist: «Junge, du musst einen Beruf lernen, wie jeder andere auch; auch ich habe acht Stunden am Tag gearbeitet und daneben eine Box-Karriere gemacht.» Carlos findet, arbeiten würde ihn am Training hindern, das komme für ihn nicht in Frage. Und die Therapeuten nicken verständnisvoll.

Auch Hansueli Gürber hinterlässt nicht den Eindruck eines Dompteurs, der diesen Wilden zähmen könnte. In Bänis TV-Film outet er sich vielmehr als Zahmer, der gerne etwas wilder wäre. Selbst nach einer Bypass-Operation brachte er es nicht über sein angeschlagenes Herz, mit dem Rauchen aufzuhören, obwohl er das eigentlich möchte. Privat, so erfahren wir, war er während zwanzig Jahren zeitgleich mit zwei Frauen liiert, mit denen er fünf Kinder zeugte.

Das Schöne an der Geschichte ist, dass sie nicht in eine Kampfscheidung mündete. Nicht nur die Frauen, so scheint es, auch seine Kinder lieben Gürber. Wunderbar? So richtig freuen mag er sich nicht. Nein, auch der 62-jährige Mann, so erfahren wir, fühlt sich als Opfer – Opfer eines frühkindlichen Traumas, das ihn in Form von Trennungsängsten ein Leben lang begleitete und ihn zum qualvollen Doppelleben gezwungen habe.

Und plötzlich schleicht sich auch so etwas ein wie ein leises Verständnis für Carlos – den störrischen Zögling, der gegen Autoritäten rebelliert, die keine sind. ○



Essay

Angriff auf die Schwächsten

Eine Annahme der «1:12»-Initiative würde am unteren Ende der Lohnskala enorme Veränderungen auslösen. Tausende von Arbeitswilligen schafften den Sprung in die Arbeitswelt nicht mehr.

Von Peter Ruch

Die «1:12»-Initiative zielt auf die Saläre der «Top-Manager in den Teppichetagen», die sich ihre «Lohnexzesse von Arbeitnehmenden bezahlen lassen, die von Kurzarbeit, Kündigung oder Lohnkürzungen betroffen sind». Es liegt auf der Hand, dass eine Annahme der Initiative die Managerlöhne herunterdrücken würde. Aber das wäre nicht die einzige Wirkung der Vorlage. Auch am unteren Ende der Lohnskala würde sie enorme Veränderungen auslösen. Sie erzwingt nämlich einen Mindestlohn, der zwar nicht in absoluten Zahlen, wohl aber proportional definiert ist. Für die Beurteilung der Initiative ist es entscheidend, auch diesen Aspekt zu betrachten.

Zunächst ist ein Blick ins Nachbarland hilfreich, wo ein staatlich regulierter Mindestlohn seit Jahrzehnten besteht. Im ziemlich sozialistischen Frankreich weiss fast jedes Kind, was der Smic ist, auch wenn es das Akronym nicht zu entschlüsseln vermag: *Salaire minimum interprofessionnel de croissance* (früher Smig – *salaire minimum national interprofessionnel garanti*).

Der Smic wird mindestens einmal jährlich festgelegt und schreibt seit dem 1. Januar 2013 einen monatlichen Bruttolohn von 1430 Euro bei 151 Arbeitsstunden vor. Nach Abzug der Sozialabgaben bleiben 1120 Euro. Rechnet man mit 13 Monatslöhnen, so ergibt das ein Jahreseinkommen von brutto 18 600 Franken. Das ist zugegebenermassen nicht viel. Es wird von rund 12 Prozent der Beschäftigten in Frankreich bezogen. Obwohl Jugendliche unter 18 Jahren mit weniger als 6 Monaten Berufserfahrung, Auszubildende sowie Praktikanten und Behinderte vom Smic ausgenommen sind, steht für die meisten Ökonomen fest, dass der Smic die hohe Arbeitslosigkeit mitverursacht.

Eine Portion Fremdenfeindlichkeit

Die Relation zwischen dem unteren und dem oberen Ende der Lohnskala in Frankreich ist aufschlussreich. France Télécom, zu über einem Viertel in Staatsbesitz, entlohnt ihren CEO mit einem Jahresgehalt von 1,5 Millionen Euro. Das entspricht dem Achtzigfachen des Smic, welcher bei France Télécom ebenfalls vertreten ist. Der CEO Stéphane Richard liess verlauten, dass er bei der allfälligen Einführung des Maximalsteuersatzes seinen Lohn auf

900 000 Euro reduzieren lassen würde. Das ergäbe zum Smic ein Verhältnis von immer noch 1:48. Bei Renault, wo der Staatsanteil 15 Prozent ausmacht, erhielt der CEO Carlos Ghosn letztes Jahr 13,3 Millionen Euro, was nahezu dem 700-fachen Smic entspricht. Das mittlere Einkommen der Topmanager in den 40 grössten französischen Unternehmen (CAC 40) beläuft sich auf 2,3 Millionen Euro. Das Verhältnis dieses Durchschnittswerts zum Mindesteinkommen beträgt somit 1:120, also das Zehnfache von 1:12.



Ein bisschen Kopfrechnen: Initiantin.

Es ist verständlich, dass überhöhte Saläre in Frankreich und anderswo Empörung auslösen. Allerdings sind die Besoldungshierarchien hierzulande flacher als in Frankreich. Viel heftiger müsste jedoch die Empörung sein über die Folgen, welche die «1:12»-Initiative für die untersten Einkommen mit sich bringt. Nimmt man als Beispiel einen Managerlohn von jährlich 720 000 Franken, was der CEO der staatlichen SBB ungefähr verdient, so darf das tiefste Einkommen des gleichen Konzerns 60 000 Franken nicht unterschreiten. Einen Einstiegslohn in dieser Höhe können bei weitem nicht alle Betriebe ihren Neulingen, vor

allem bieten, wenn sie gering qualifiziert sind. Die überhöhte Stufe zwischen Arbeitssuche und minimalem Pflichtlohn würde dazu führen, dass Tausende von Arbeitswilligen den Sprung in die Arbeitswelt nicht mehr schaffen.

Die Funktionäre in den Gewerkschaften und Verbänden wissen heute kaum mehr, was bei einem Hammer hinten und vorne ist. Ihr Stallgeruch stammt nicht aus der Werkstatt, sondern aus den Hochschulen und Sitzungstuben. Was man von ihnen erwarten kann, sind jedoch ökonomische Basiskenntnisse und ein bisschen Kopfrechnen. Wie konnten sie übersehen, was die «1:12»-Initiative für die tiefsten Löhne bedeutet? Arbeitsuchende würden aus dem Arbeitsmarkt vertrieben,

Die Funktionäre wissen heute kaum mehr, was bei einem Hammer hinten und vorne ist.

und die Schaffung von neuen Arbeitsplätzen würde stark erschwert. Einem Top-Fachmann wie Oswald Grübel angesichts der drückenden UBS-Krise 2,2 Millionen Franken zuzugestehen, war wohl richtig und angemessen. Unter diesen Umständen müsste man jedoch gemäss «1:12»-Initiative den Mitarbeitern der Putzmannschaft Anfangslöhne von 180 000 Franken bezahlen.

Mit dem engen Verhältnis von 1:12 werden die Mindestlöhne enorm in die Höhe getrieben. Dieser Effekt ist für die Volkswirtschaft, die Arbeitslage und den sozialen Frieden in der Schweiz viel bedeutsamer und gefährlicher als die Reduktion der Spitzenlöhne. Es wäre eine Attacke der Älteren gegen die Jungen, der besser Ausgebildeten gegen die gering Qualifizierten, der Sesselkleber gegen die Neulinge. Und weil unter den geringer Qualifizierten der Ausländeranteil hoch ist, marschiert in der «1:12»-Initiative auch noch eine Portion Fremdenfeindlichkeit mit. Ein Land, das mit den Schwächsten des Arbeitsmarktes so umginge, würde sich ökonomisch und ethisch disqualifizieren.

Peter Ruch ist reformierter Pfarrer in Küssnacht am Rigi.

Fremde Richter für die Umwelt

Das Bundesparlament will die Aarhus-Konvention genehmigen, die fordert, dass die Bevölkerung in Umweltfragen mitreden kann. Das Uno-Abkommen führte jetzt zu einer Entscheidung, die den Ausbau der Windkraft in Grossbritannien bremst. Von Markus Schär

Eine schottische Grossmutter redet mit, wenn der Ständerat am nächsten Donnerstag entscheidet, ob die Schweiz die Aarhus-Konvention ratifizieren soll. Auf dieses internationale Abkommen über Information und Partizipation der Bürger in Umweltfragen berief sich Christine Metcalfe, 69, eine pensionierte Provinzpolitikerin aus Schottland, als sie vor einem Jahr gegen den Bau von Windparks klagte. Das zuständige Gremium, die United Nations Economic Commission Europe in Genf, gibt ihr jetzt recht – und stellt damit die Energie- und Klimapolitik zumindest von Grossbritannien in Frage.

Damit ist genau das geschehen, vor dem Christian Wasserfallen warnte, als der Nationalrat im März die Aarhus-Konvention beriet. Der Berner Freisinnige mahnte den Bundesrat, «dass man bei diesen internationalen Konventionen nicht immer so blauäugig sein und dem Parlament nicht vermitteln sollte, es passiert überhaupt nichts». Denn: «Jede einzelne Konvention bedeutet letztlich, dass die Schweiz ein Stück Freiheit verliert.»

Gerade weil unser Land in der Umweltpolitik gut dasteht, stünde es ihm gut an, sich dem Abkommen zu unterziehen, wirbt Bundesrätin Doris Leuthard. Die Konvention trat 1998 an einer Konferenz der Wirtschaftskommission der Vereinten Nationen für Europa im dänischen Aarhus in Kraft: Sie fordert, dass die Bürger in Umweltfragen Informationen erhalten, Entscheide beeinflussen und Gerichte anrufen können; 2005 kam im kasachischen Almaty die Pflicht dazu, die Öffentlichkeit bei Beschlüssen über das Freisetzen und Vermarkten von Gentech-Pflanzen einzubeziehen. Die Schweiz gehörte 1998 zu den vierzig Unterzeichnerstaaten der Aarhus-Konvention, sie hat diese bisher aber im Gegensatz zu 44 anderen Ländern nicht ratifiziert.

Das forderte Nationalrätin Silva Semadeni schon 1998. Die Bündner Sozialdemokratin hielt in ihrer Motion fest, die Schweiz hätte mit dem EWR-Beitritt auch die EU-Richtlinie über den freien Zugang zu Umweltinformationen übernommen. Nach dem Nein zum EWR wollte der Bundesrat diese Bestimmungen 1995 im Umweltschutzgesetz festschreiben, das Parlament lehnte dies aber ab. Erst 2009 kam die Landesregierung auf die Motion Semadeni zurück und schickte eine Vorlage in die Vernehmlassung. Die Aarhus-Konvention gewährte, «dass die Schweiz in einem bedeutungsvollen Querschnittsbereich eine ver-

gleichbare Gesetzgebung wie die Europäische Union aufweist», betont der Bundesrat: «Gerade im Rahmen bilateraler Verhandlungen, bei denen auch Umweltrecht betroffen ist, erweist sich dies als wichtige Voraussetzung.»

Was bringen Windparks für das Klima?

Die Ratifizierung wurde von den Kantonen (ausser Appenzell Innerrhoden) und den Parteien (ausser FDP und SVP) «praktisch einhellig begrüsst», von der Mehrheit der Wirtschaftsverbände «sowie von einem grossen Teil der weiteren interessierten Kreise» aber abgelehnt. Die Vorlage kommt nur mit Mühe durch das Parlament. Die Kommission des Nationalrats sprach sich gegen Eintreten aus, der Rat zwang sie aber vor einem Jahr zu einem solchen und segnete die Vorlage im März mit 93 zu 88 Stimmen ab.

Dasselbe Prozedere im Ständerat, wo die Kommission im Juni Nichteintreten empfahl. Bei der Energiewende gelte es, eine breite Diskussion über die Umweltverfahren zu führen, mahnte Georges Theiler (FDP) als Sprecher der Mehrheit: «Wir müssen dort kurze Verfahren anstreben, die selbstverständlich die Belange und Anliegen der Natur berücksichtigen.» Diese schnellen Entscheide könnten die Konvention hemmen. Der Ständerat wollte aber mit 20 zu 13 Stimmen auf die Vorlage eintreten. Dafür spricht sich jetzt auch die Kommis-

sion aus – bei 6 zu 6 Stimmen mit Stichtescheid des Präsidenten, des Neuenburgers Didier Berberat (SP).

Doch entscheiden könnte letztlich Christine Metcalfe mit ihrer Klage. Die Uno-Wirtschaftskommission gab ihr recht: Die britischen Behörden könnten nicht darlegen, was die Windparks tatsächlich für das Klima brächten, und vor allem müssten sie auch aufzeigen, wie diese Projekte der Umwelt und der Wirtschaft und der Gesundheit der Anwohner schaden. «Die Regierung muss mehr tun, als die Leute einfach die Pläne kommentieren zu lassen», sagt die Siegerin. «Wir müssen alle Fakten bekommen.» Das Urteil, das die öffentliche Debatte erzwingt, ist deshalb für den *Independent* «ein Schlag» gegen die ohnehin umstrittene Windkraftpolitik der Regierungskoalition.

Trifft das Urteil auch die Energiewende in der Schweiz? Der junge Neuenburger Ständerat Raphaël Comte, der als Freisinniger für das knappe Ja in der Kommission sorgte und nächste Woche für diese Mehrheit spricht, lässt sich nicht beirren: «Es ist durchaus möglich, dass das Recht in Grossbritannien der Aarhus-Konvention nicht entspricht, in der Schweiz aber schon.» Bei der Energiewende auf Schweizer Art sollte es keine Probleme mit dem internationalen Abkommen geben. Nur: Das glaubte die britische Regierung auch. ○



«Wir müssen alle Fakten bekommen»: Christine Metcalfe, Klägerin gegen britische Windparks.



Handliche Grösse: Der Bahnhofplatz im Zentrum Winterthurs.

Ziemlich sexy, aber armgeredet

Die Stadt Winterthur hat sich prächtig entwickelt. Nur jammern sie ihre Behörden an den Rand der Pleite. Rapport aus einer charmanten Steuerhölle.

Von Karl Lüönd und Stefan Schaufelberger (Bild)

Es tönte wie Berichte aus Berlin, was der Stadtrat von Winterthur in zwei wohldosierten Raten – die erste im Mai, die zweite Ende August – verlauten liess: 55 Millionen Franken Defizit in einem Budget von 1,4 Milliarden, «strukturelles Defizit», wie CVP-Stadtpräsident Mike Künzle betonte. «Strukturell» ist ein vornehmes Wort für «Nicht wegzuputzen» oder «Kommt jedes Jahr wieder».

Zur forcierten Depression auf der politischen Bühne passte der wirtschaftliche Schlag, den das schon aus historischen Gründen ewig geknickte Selbstbewusstsein von Winterthur vergangene Woche erhalten hat. Die Erben der Besitzerfamilie verkauften die bisher selbständige 177-jährige Tageszeitung *Der Landbote* definitiv an den Tamedia-Konzern – also an Zürcher, und gegen die haben die Winterthurer ja einen geradezu genetisch eingebauten Abwehrreflex, seitdem ihnen Alfred Escher den Deal mit der Nationalbahn verdorben hatte. Der grösste Zeitungskonzern des Landes hält in Zukunft – ein Erwachen der Wettbewerbskommission vorbehalten – über neunzig Prozent am *Landboten* und ist seinem Ziel so nahe wie nie zuvor: der Lufthoheit über die Anzeigenpreise im grössten Wirtschaftsraum der Schweiz.

Winterthur als Hauptstadt der ländlichen, demokratischen Bewegung hatte sich immer gegen die Kantonshauptstadt gerichtet und

sich von ihr benachteiligt gefühlt. Die Bahn, die Hochschulen, die Banken (von denen etwa die UBS ihre historischen Wurzeln in Winterthur gehabt hätte) – alles floss nach Zürich. Und ausgerechnet dieser *Landbote* war der historische Fahnenträger der ländlichen Demokraten. Dass er unter dem Druck der Printmedienkrise, die vor allem mittelgrosse Zeitungen erfasst, Zuflucht bei einem Stärkeren suchen musste, wurde in Winterthur mit der ortsüblichen steifen Lippe zur Kenntnis genommen. Dass frühere *Landbote*-Besitzer und -Manager aber grobe Fehler begangen hatten, weil sie nichts gegen das Risiko des Ein-Produkt-Unternehmens unternahmen und die Expansion in Radio und Fernsehen verschliefen, wurde höflich verschwiegen. Auch das ist Winterthur, im Gegensatz zum geschwätzigen Zürich: Man weiss sehr wohl, was Sache ist, aber man scheut sich, es offen auszusprechen.

Lieber Haltung als Geld

Übrig bleibt als tragischer Held und Exponent des altmodischen, aber charmanten Winterthurerturns der frühere Pfarrer und SP-Kommunalpolitiker Beat Weber in St. Gallen, Sohn des berühmten Literaturprofessors Werner Weber, der in die *Landbote*-Besitzerfamilie Bachem eingehiratet hatte und lange Präsident des Verwaltungsrates gewesen war. Mit den

Aktien, die Beat Weber aus Stolz und Trotz behielt, kann er jetzt sein Treppenhaus tapezieren. Die drei Millionen, die ihm entgangen sind, täten ihm nicht weh, liess er verlauten. So ist Winterthur: Geld haben ist schon recht, aber im Zweifel hat man lieber Haltung.

Mit der gleichen grossbürgerlichen Noblesse haben andere grosse Familien, die Sulzers, Reinharts, Volkarts, Wolfers, Friedrichs und so weiter auch in schlechten Zeiten die Museen ausgestattet und die Kultur mitfinanziert. Heute regieren die Biedermänner und Erbsenzähler. Das Gemeindeparlament ist parteipolitisch zersplittert, in der Verwaltung herrscht traditionsgemäss ein rot-grüner Filz.

Wem die Hose voll ist, dem geht der Mund über. Deshalb steht der Stadtrat nach aussen einmütig hinter dem strengen Sparprogramm, das jetzt verkündet worden ist. Sogar gegen die angedrohten fünf zusätzlichen Steuerprozent hat sich bisher keine Stimme erhoben. Dabei war die Rechnung 2012 dank des «Glaserberg-Effekts» noch fast ausgeglichen gewesen. Damals schneite es dem armen Winterthur dank dem Umverteilungsapparat des Steuerkraftausgleichs zwölf unerwartete Millionen in die Kasse – aus den Steuern, die der Glencore-Chef in Rüslikon abdrücken musste.

Unwinterthurerisch offen gesprochen: 55 Millionen sind knapp vier Prozent vom Ge-

sambudget von 1,4 Milliarden. Eine Kürzung, die nach privatwirtschaftlichen Massstäben nicht gerade wie eine extrem sportliche Herausforderung aussieht, wird in Winterthur als Alarmfall und Ausnahmezustand behandelt. SP-Finanzchefin Yvonne Beutler hat das Kabinett des Schreckens detailfreudig beschworen: weniger Personal für Wohngruppen und Alterszentren; bei Schulen und Sport werden die Ausgaben für interne und externe Sonderschulung plafoniert, die schulergänzende Betreuung verrechnet höhere Tarife, und die Horte schliessen in bestimmten Ferienwochen. Sportler müssen mehr bezahlen für die Miete der Turnhallen.

«Knurrendes Einvernehmen»

In Finanzdingen summt der sonst vielstimmige Winterthurer Parteienchor im einheitlichen Jammerton, um beim Kanton mehr herauszuholen. Die politische Einmütigkeit von Bürgerlichen, Grünen und Linken ist freilich auch ein Winterthurer Markenzeichen

Die Linken und Grünen stammen mehrheitlich aus der pragmatisch-gewerkschaftlichen Ecke.

und ein scharfer Gegensatz zum benachbarten Zürich. In der ehemaligen Arbeiterstadt ist Politik nicht auf Konfrontation gerichtet. Die Linken und die Grünen stammen mehrheitlich aus der pragmatisch-gewerkschaftlichen Ecke. Die Winterthurer Untertanen haben in Generationen gelernt, dass es ihnen dann am besten geht, wenn die «Obertanen» gute Geschäfte machen. Der Lebenslauf des einst feurigen Sozialisten Ernst Wohlwend, der von 1992 bis 2012 dem Stadtrat angehörte, davon die letzten zehn Jahre als Präsident, war das lebende Beispiel für das Augenmass der Winterthurer Linken und deren grundsätzliche Bereitschaft zu einer Art von «knurrendem Einvernehmen» mit den Geldleuten.

Wohlwend hat den häufig beschriebenen Strukturwandel von Winterthur unermüdlich angetrieben und gelenkt. Er hat Platz geschaffen und Stimmung gemacht für den Wandel der Industrie- zur Bildungs- und Dienstleistungsstadt. Es gelang die Ansiedlung spannender Firmen im Hightech-Bereich der Medizinaltechnik als Ersatz für die einstige Sulzer-Monokultur. Für manche seiner Parteifreunde war Wohlwend zu dynamisch und zu flexibel, vor allem, was die Wohnbaupolitik betraf: Es entstünden zu viele attraktive Eigentumswohnungen in der einstigen Hochburg der Wohnbaugenossenschaften, wurde kritisiert.

Doch genau diese Politik war in Verbindung mit dem real existierenden Wahnsinn auf dem benachbarten Zürcher Immobilienmarkt der Haupttreiber für das Wachstum Winterthurs

über die 100 000er-Grenze und zur sechstgrössten Stadt der Schweiz. Aus der grauen Maus ist «a place to be» geworden, wo jede Woche nicht nur schicke Industrie-Lofts für 200 Franken pro Quadratmeter pro Jahr über den Ladentisch gehen, sondern auch zentrumsnahe 4-Zimmer-Altwohnungen deutlich unter 2000 Franken.

Koalition der Erbsenzähler

Nach wie vor sind Mieten und Wohneigentum in Winterthur um zwanzig bis dreissig Prozent günstiger als an vergleichbaren Lagen in Zürich. Aus ehemaligen Industriehallen sind hochattraktive Wohn- und Arbeitsflächen entstanden, obwohl die Umnutzung der grossen Sulzer-Areale in der Stadtmittle noch lange nicht vollendet, geschweige denn gelungen ist und der Denkmalschutz viel zu viel zu sagen hat. Eine der intelligentesten Umnutzungen hat der diskrete Immobilienunternehmer und Mäzen Robert K. Heuberger mit seiner Siska-Gruppe realisiert. Die ehemalige Betriebszentrale des Volg beim Bahnhof, ihrer Krümmung wegen «die Banane» genannt, hat er in ein Hotel-, Seminar- und Geschäftszentrum von besonderer Eleganz und Nützlichkeit umgewandelt. Die letzte Etappe wurde vor Jahresfrist fertig und umfasste über fünfzig Seniorenwohnungen. Sie waren innert weniger Wochen restlos vermietet.

Winterthur ist eine Stadt von angenehm handlicher Grösse. Musikkollegium, Museen und das auf Gastspiele beschränkte Stadttheater werden zwar finanziell sehr kurzgehalten, aber sie funktionieren. Mit dem privaten Casinotheater haben Viktor Giacobbo und Co. einen Leuchtturm der Kleinkunst geschaffen. Bars und Beizen sind von unaufdringlicher Qualität, aber sonntagabends, wie in einem Dorf, fast alle geschlossen. Das Ladensortiment ist lückenlos, aber Winterthur-typisch: Es fehlen Luxusmarken. Weder Trudie Götz noch Grieder, nicht einmal Globus Delicatessa haben hier einen Standort. Die S-Bahn stellt in weniger als zwanzig Minuten die Verbindung nach Zürich her, der Flughafen ist vor der Haustür, und die Stadt ist umgeben von zauberhaften Hügeln und Tälern, vom Tösstal bis zum Rheinfluss. Inzwischen wird das Wohnraumangebot knapp. Nach langem Zögern hat die Mehrheit der Koalition der Erbsenzähler beschlossen, auf dem Zeughausareal wieder eine grössere Überbauung zu ermöglichen und Land für 120 Wohnungen abzugeben.

In Winterthur fehlt bloss der Seel! Und derzeit eine Stadtregierung, die etwas vom Optimismus und der Schlitzohrigkeit eines Ernst Wohlwend mit in die Zukunft nimmt.

Der Publizist und Buchautor Karl Lüönd lebt seit 1979 in der Region Winterthur und hat als früherer Chefredaktor der *Züri-Woche* die grundverschiedenen Stile in den beiden Städten ausgekostet.

Politik

Aus Kleinmut tiefgefroren

Schlechte Aussichten für ein einzigartiges Museum.

Derzeit wird in Winterthur alles und jedes nur noch unter dem Kostenaspekt behandelt – und, wo möglich, versenkt. Vergangene Woche zog der Stadtrat seinen Antrag für eine höchst vorteilhafte Gesamtlösung für eines der vier grossen Winterthurer Museen zurück: das einmalige Sammlerhaus der Hahnlosers und deren Kunstsammlung in der Villa Flora.

Das Einzigartige an der Villa Flora: Sie dokumentiert die ortstypische, kulturprägende enge Verbundenheit des grossbürgerlichen Winterthur mit der Kunst. Sie führt den Lebensstil der Sammlerfamilie vor und macht die Einheit von Sammlung, Gebäude und Garten erlebbar. Damit ist die Villa Flora nicht nur eine Kulturstätte, sondern auch ein Zeugnis der lokalen Kulturgeschichte. Die Erben stellten ihre kostbare Sammlung mit Schwergewicht Künstler des Nachimpressionismus und bedeutende Gestalten wie Paul Cézanne, Vincent van Gogh und Odilon Redon zur Verfügung und verkauften das Haus der öffentlichen Hand für einen Pappenstiel.

Die Stadt Winterthur käme extrem günstig davon: mit einer Defizitgarantie für die Baukosten und zusätzlichen 600 000 Franken jährlichen Mehrkosten für den Betrieb von Villa Flora und Kunstmuseum – Letzteres freilich zum Teil ein lange aufgeschobenes Projekt, weil Winterthur nicht nur das Museum, sondern auch das Theater, das Orchester und andere Kultursäulen seit Jahrzehnten immer wesentlich kürzer gehalten hat als vergleichbare Städte.

Der Stadtrat hatte nicht das Format, hinzustehen und den Stimmbürgern zu sagen: «Wir müssen unterscheiden zwischen kurzfristigen Engpässen und langfristigen Chancen, zwischen Konsumausgaben und Investitionen – und wir müssen die Stärken des Standorts stärken, hier konkret diejenigen als Museumsstadt von internationalem Format.» Stattdessen wird das Geschäft jetzt kleinmütig tiefgefroren. Aufgetaut wird es erst wieder, «wenn ein überarbeitetes Kulturleitbild vorliegt». Ob die Villa Flora so lange weiterbetrieben werden kann, ist noch ungewiss.

Karl Lüönd

Der geniale Bluff

Dieter Meier, bekannt als die eine Hälfte der Elektropop-Gruppe Yello, erhält im Aargauer Kunsthaus eine umfassende Ausstellung. Der begnadete Selbstdarsteller, Biobauer und Restaurant-Betreiber ist in der Kunstszene plötzlich wieder en vogue. Weshalb? *Von Rico Bandle*



Wandelnder Widerspruch: Kunstwerk Dieter Meier.

Am liebsten wäre er Schriftsteller. Seit zwanzig Jahren schreibt Dieter Meier an einem Roman, der Titel steht bereits fest: «Die Maske des Erzählers». Doch das Buch wird und wird nicht fertig. Wer Meiers 2006 erschienene Textsammlung «Hermes Baby» gelesen hat, ist nicht unglücklich darüber: Seine Schreibe wirkt bemüht originell, umständlich. Dass er es wohl nie zum grossen Literaten bringen wird, dürfte er verkraften. Erstens zelebriert er sich gerne als leidenden Autor, zweitens bleiben ihm auch ohne das Schreiben genügend Tätigkeiten, die er vorzeigen kann: Pokerprofi, Popstar, Entertainer, Biobauer, Winzer, Restaurantbetreiber, Investor. Eine grosse Ausstellung in Aarau rückt ihn nun als Konzept- und Videokünstler ins Zentrum.

Meiers Kunstaktionen sind überraschend einfach: 1969 füllte er auf dem Platz vor dem Zürcher Kunsthaus immer je tausend Metall-

stücke in Säcke ein. Fünf Tage dauerte das sinnlose Unterfangen. Die NZZ machte sich darüber lustig: «Zwar sagt es der Schöpfer dem neugierigen Kunden nicht, aber jeder der Plastiksäcke stellt ein Kunstwerk dar, denn Künstler ist, wer weiter als bis drei zählen kann.» Ein Jahr später zeichnete er auf dem Helvetiaplatz eine Strecke ein, jeder Passant, der sie zurücklegte, erhielt eine schriftliche «Gang-Bestätigung». In New York kaufte er Passanten für einen Dollar ein «Yes» oder «No» ab. Wer mitmachte, musste das Wort in ein Mikrofon sagen, wurde fotografiert und erhielt ein Zertifikat.

Dass diese sonderbaren Aktionen grössere Beachtung fanden, hatte auch mit der Herkunft des Künstlers zu tun. Dieter Meier ist der Sohn von Walter Meier, dem angesehenen Gründer einer Zürcher Vermögensverwaltung. Der Sprössling machte sich einen Sport

daraus, mit seltsamen Auftritten den Vater zu beschämen: Er geniesst seine Rolle als gescheiterter Sohn, der sein Jura-Studium abbrach, die Tage obsessiv mit Pokerspielen verbrachte und mit Kunst-Performances auch das Milieu seines Vaters sanft auf die Schippe nahm.

Auf geradezu ideale Weise repräsentiert er die Inkonsequenz der urbanen Schickeria.

Einen Unterhaltungswert kann man ihm nicht absprechen: Wenn man seine frühen Projekte dokumentiert sieht, wie jetzt in Aarau, so muss man oft schmunzeln. Doch dass diese harmlosen Kunstaktionen aus den 1970er Jahren – und um diese geht es in erster Linie bei der Neuentdeckung von Dieter Meier als Künstler – nun plötzlich in Deutschland und der Schweiz dermassen gross gefeiert werden, ist dennoch erstaunlich. Denn eine Ausnahmeerscheinung war Meier keineswegs: Nonsens als eine Form des Protestes war Jahrzehnte vor ihm eine Erfindung der Dadaisten, jener Exilkünstler, die im Zürcher Cabaret Voltaire Zuflucht fanden. In den 1970er Jahren waren spontane Kunst- und Theateranlässe auf der Strasse zudem weit verbreitet.

Übersee-Bio für Trendsetter

Dass das Kunstmilieu Meier gerade jetzt wieder zu Füssen liegt, hat mit seiner genialen Fähigkeit zur Selbstinszenierung zu tun. Vor allem aber repräsentiert er auf geradezu ideale Weise die weitverbreitete Inkonsequenz der urbanen Schickeria: Er wettet gegen den Kapitalismus, lebt als Erbe eines Bankiers aber gut von ihm; er betreibt in Argentinien eine Bio-Farm, lässt die Bio-Ernte dann Tausende von Kilometern über den Ozean in trendige Restaurants transportieren; er gibt sich als Müssiggänger, der dann doch krampfhaft nach Anerkennung sucht.

Dieter Meier ist ein wandelnder Widerspruch, das perfekt sitzende Dandy-Outfit seine Tarnung. Gerne fläzt er sich zigarrenrauchend im Ledersessel und zieht herablassend über die Wirtschaft her, was zum Beispiel im Buch «Hermes Baby» so tönt: «Von Coca-Cola, jener Zuckerbombe, die in den USA längst zur Kinderseuche geworden ist, bis zu Perrier, einem Wasser, das man nur am Etikett erkennt, das aber hundertmillionenfach um die halbe Welt geschifft wird, von einem ratlosen

Prada-Hemd für 800 Euro bis zu Nike-Latschen segelt der ganze Budenzauber unter der falschen Flagge eines Luxus, der auf dem Rummelplatz des Konsums einzig der Scheinbefriedigung dient und dem Generalimpuls, zu kaufen und zu besitzen, was die Marketingindustrie den Halbbetäubten Tag und Nacht um die Ohren haut.»

250 000 Franken Busse

Als Pokerprofi in jungen Jahren war Meiers Strategie, sich rasch ein Image als Bluffer aufzubauen. Mit dem Ziel, dass seine Gegner möglichst viel Geld auf den Tisch legten, wenn er dann tatsächlich einmal ein gutes Blatt in den Händen hielt. Als Künstler verhält sich Meier ähnlich. Sein Bluff ist sein dauerndes Understatement. Seine Arbeit, ja seine ganze Karriere bezeichnet er gerne als reinen Zufall, als ungeplant, als völlig bedeutungslos, um dann im selben Atemzug zu erwähnen, dass andere – natürlich nicht er – ihn mit stilbildenden Künstlern wie Cindy Sherman oder Musiklegenden wie John Lennon vergleichen.

Der elegante Bonvivant erweist sich als rastloser Mensch mit einem ausgeprägten Drang, überall dazuzugehören. Er wohnt an drei Orten auf drei Kontinenten; zählt man auf, was er in seinem Leben alles gemacht hat, so nimmt die Liste kein Ende. Da glaubt man ihm auch,

dass es bloss ein unglückliches Versehen war, als er vor zwei Jahren seine Beteiligung von 14 Prozent an der Banknotendruckerei Orell Füssli nicht gemeldet hatte (er ist der zweitgrösste Aktionär nach der Nationalbank) und wegen Verstosses gegen das Börsengesetz 250 000 Franken Wiedergutmachung bezahlen musste.

Dass er nicht längere Zeit an derselben Sache dranbleiben kann, immer Angst hat, etwas zu verpassen, dürfte mit ein Grund sein, weshalb er es zeitlebens nicht in die Topklasse der bildenden Künstler schaffte. Obschon das Potenzial besonders im Videobereich durchaus vorhanden gewesen wäre: In den 1970er Jahren

Seine Karriere bezeichnet er gerne als reinen Zufall, als ungeplant, als völlig bedeutungslos.

gehörte er zu den Pionieren, seine frühen Filme und auch seine Yello-Musikvideos sind heute noch faszinierend und gehören zu den Höhepunkten der Ausstellung in Aarau. Doch Meier blieb zu wenig konsequent bei der Sache, wandte sich zwischenzeitlich ganz von der Kunst ab, verzettelte sich. Mit dem Resultat: Der grosse Name der Videokunst in der Schweiz ist nicht Dieter Meier, sondern Pipilotti Rist.

Bezeichnend war ein Vorfall an einer Lesung in seinem eigenen Restaurant «Bäregasse» vor drei Jahren. Meier hatte den Schriftsteller Lukas Bärfuss eingeladen, einige Kurzgeschichten vorzulesen. Ein Text handelte davon, dass man doch nicht gemächlich der Kunst frönen könne, wo doch so viel Leid auf der Erde geschehe. Man solle lieber helfen, als Lesungen zu besuchen. Meier fühlte sich angegriffen, startete eine verbale Attacke auf Bärfuss. Der Text sei eine «Anbiederung im jämmerlichen Bereich», geschrieben von jemandem, der «nicht begriffen hat, worum es in seinem Tun eigentlich geht». Mit rotem Kopf rief er in den Saal: «Ich habe eine unglaubliche Wut!» Fühlte sich Meier in seinem Lebensstil angegriffen?

Möglicherweise aber war seine Empörung bloss gespielt, weil ein Skandal an einer Lesung irgendwie chic ist. Das wäre Meier durchaus zuzutrauen. Genauso wie sein Drang, ein bedeutender Schriftsteller zu sein, der wie eine Attitüde erscheint. Doch das alles gehört zum Kunstwerk Dieter Meier. Und an diesem, das muss man anerkennend festhalten, hat er konsequent ein Leben lang gearbeitet.

Dieter Meier: In Conversation. Aargauer Kunsthhaus, Aarau, 7. September bis 17. November

Staatl. verordnete Lehrlingssteuer

Unternehmen, die keine Lehrlinge ausbilden, werden im Kanton Zürich zur Kasse gebeten. Jetzt wollen Politiker solche Sanktionen in der ganzen Schweiz durchsetzen. Dabei herrscht kein Lehrstellenmangel – sondern ein Lehrlingsmangel. *Von Christoph Landolt*



Ungerechtigkeiten und mehr Bürokratie: Lehrerverbands-Präsident Zemp.

Ende 2012 erhielten Tausende Zürcher Arbeitgeber eine Zahlungsaufforderung, mit der sie nicht gerechnet hatten: «Kantonaler Berufsbildungsfonds: Beitragsrechnung» stand da, zusammen mit einer Summe, die je nach Firma zwischen 250 und mehreren tausend Franken betrug.

Die unerfreuliche Post dient einem höheren Zweck. Der Berufsbildungsfonds schaffe «neue Anreize für Unternehmen, Lehrstellen anzubieten», heisst es im Schreiben. Alle Firmen, die keine Lehrlinge beschäftigen, müssten deshalb 0,1 Prozent der Lohnsumme einzahlen. Beschlossen wurde die von den Gewerkschaften erdachte Lehrlingssteuer im September 2008 vom Stimmvolk. Mitte-links-Parteien und der Regierungsrat priesen die Strafabgabe als Mittel gegen ein Problem, von dem gemäss Abstimmungsbüchlein ein Viertel der Jugendlichen betroffen war: den Lehrstellenmangel.

Heute, drei viertel Jahre nachdem die ersten Rechnungen verschickt worden sind, mangelt es nicht mehr an Lehrstellen. Im Gegenteil: Die Zeitungen vermelden einen Lehrlingsmangel. «Zehn Prozent der Lehrstellen im Bezirk Meilen unbesetzt», schrieb die *Zürichsee-Zeitung* Ende August. Das Phänomen ist nicht auf den Kanton Zürich beschränkt. Schweizweit waren am offiziellen Stichtag im April 81 500 Stellen gemeldet – bei nur 78 000 inter-

essierten Jugendlichen. Der Gewerbeverband geht davon aus, dass eine hohe Dunkelziffer besteht und in Wahrheit 12 000 Stellen offenbleiben. Arbeitgeber locken deshalb mit einem Dienst-Smart samt Benzin (Mövenpick-Tochter Marché), Sprachkursen (Swisscom) oder 15 000 Franken für den Lehrabschluss (Walliser Baumeisterverband).

Teurer Umverteilungsapparat

Der staatliche Interventionismus verfehlt nicht nur seinen Zweck – das Beispiel des Zürcher Fonds zeigt, dass er negative Begleiterecheinungen nach sich zieht. Die Umverteilung schafft auch neue Ungerechtigkeiten und mehr Bürokratie.

Ungerecht behandelt fühlen sich Arbeitgeber in Branchen, in denen gar keine Berufsausbildungen existieren. «Wir investieren Zeit und Geld in Studenten, die bei uns ein Praktikum absolvieren», sagt die Chefin einer Beratungsfirma, «aber Unternehmen zu beraten, kann man nun einmal nicht mit sechzehn lernen.» Gross ist der Ärger auch beim Inhaber einer Physiotherapiepraxis mit fünfzehn Therapeutinnen. «Wir würden ja gerne Lehrlinge ausbilden, aber es gibt nun einmal keine Therapeutenlehre.»

Lukas S. Furler, Präsident der Berufsbildungskommission, die über den Geldtopf wacht, sagt dazu: «Dann müssen sie halt zum

Beispiel im Sekretariat eine KV-Lehrstelle anbieten.» Viele Betriebe sind schlicht zu klein, um Lehrlinge auszubilden. In der IT-Branche etwa gebe es viele kleine, hochspezialisierte Unternehmen, die faktisch als ausgelagerte Projektorganisationen dienen, erklärt Thomas Hess, Geschäftsführer des Zürcher Gewerbeverbands. «Für sie ist es schwierig, sich adäquat um Lernende zu kümmern.»

12 600 Zürcher Firmen sind von der neuen Lehrlingssteuer betroffen. Man kann davon ausgehen, dass viele von ihnen gute Gründe haben, auf die Ausbildung von Lehrlingen zu verzichten. Dennoch mussten sie bisher 17 Millionen Franken an den Berufsbildungsfonds abliefern. Das Geld wird auf vielfältige Weise ausgegeben. Mit 2,5 Millionen subventioniert der Fonds die Raum- und Materialkosten für die Lehrabschlussprüfungen, was 250 Franken für jeden der rund 10 000 Lehrbetriebe entspricht. 15 Millionen fliessen in die sogenannten überbetrieblichen Kurse – macht 1500 Franken pro Lehrbetrieb. 250 Franken Zustupf erhalten Leute, die einen Lehrmeisterkurs durchlaufen.

Hinzu kommen die Ausgaben für den Umverteilungsapparat. Die nur morgens besetzte Geschäftsstelle des Berufsbildungsfonds und die Sitzungen der Kommission, in der Gewerkschafter und Arbeitgeber vertreten sind, kosteten im letzten Jahr 130 000 Franken. Mit dem Inkasso verursacht der Fonds Kosten von 500 000 Franken – um ein Problem zu lösen, das gar nicht mehr existiert, ist das eine stolze Summe.

Allen Meldungen über Lehrlingsmangel zum Trotz bleibt die Forderung nach Sanktionen gegen Nichtlehrbetriebe beliebt. Vor drei Wochen forderte Beat W. Zemp, Präsident des Lehrerverbands LCH, eine Lehrlingssteuer nach Zürcher Vorbild für die ganze Schweiz.

Das Parlament entscheidet demnächst über eine Gesetzesänderung, die von der Wirtschaftskommission des Nationalrats bereits mit neunzehn zu sechs Stimmen angenommen wurde, und verlangt, dass der Staat bei der Vergabe öffentlicher Aufträge Lehrbetriebe bevorzugen soll. Der Passus, der Zehntausende, vor allem kleinere Firmen massiv benachteiligt, wurde vom Luzerner CVP-Nationalrat Ruedi Lustenberger eingebracht, im Jahr 2003.

Doch woher sollen all die Leute kommen, die diese staatlich verordneten Stellen belegen? Eine Idee hat man im Bundeshaus bereits. Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann (FDP) prüft, arbeitslose Griechen, Spanier oder Italiener zu rekrutieren. ○

Das Staubsauger-Massaker

Mädchen wollen nicht Automechanikerin werden, Buben nicht Krankenpfleger. Gleichstellungsbeamte haben vor, das zu ändern. Ihr Ansinnen scheint hoffnungslos, wie ein Besuch der Bildungsmesse in St. Gallen zeigt. Von Daniela Niederberger

Forscher der Universität Basel haben es jüngst herausgefunden: Schweizer Mädchen wollen lieber Krankenschwester werden als Elektronikerin – und die Buben verhalten sich nicht weniger traditionell. Das ist vielen ein Dorn im Auge, besonders den Beamten in den Gleichstellungsbüros, die seit Jahren versuchen, Mädchen für Technikberufe zu begeistern. Ihr neuester Anlauf fand im Kanton St. Gallen an der Ostschweizer Bildungsausstellung statt. Dort war vom 30. August bis zum 3. September das Kompetenzzentrum Integration und Gleichstellung mit dem Stand «Typisch Frau? Typisch Mann?» vertreten.

Schon in der Einladung wird die «traditionelle Berufswahl» der Jugendlichen beklagt, die den Fortschritt verhindere. Die Gründe seien komplex. Sicher wollten «Teenager nicht aus der Rolle fallen». Sich für einen «untypischen Beruf» zu entscheiden, brauche Mut. Gefordert sei ein Umfeld, das die Kinder ermutige, die eigenen Bedürfnisse in den Vordergrund zu stellen.

Auf dem Olma-Gelände wimmelt es von Jugendlichen, ganze Klassen sind hier. Bei den Lastwagenfahrern darf man in einen Truck sitzen: kein Mädchen. Bei den Elektroinstallateuren («Fertige dein eigenes Verlängerungskabel an»): kein Mädchen. Beim Maschinenbau: zwei Mädchen in einem Pulk von Buben. Die Stände der Automatiker, Förster, Logistiker und Strassenbauer: mädchenfreie Zonen. Einzig bei den Metzgern bleiben Mädchen stehen. Man bekommt einen Plastikschorz und darf ein Wienerli mit Blätterteig umwickeln und mit Ei bepinseln – fast wie daheim in der Küche. Dafür wimmelt es bei den Pflegeberufen, wo ein Spitalzimmer nachgebaut ist, von Mädchen. Buben sind keine zu sehen.

Der Stand «Typisch Frau? Typisch Mann?» ist ein Kartonkubus mit schwarzverhülltem Eingang. Man darf sich für einen fünfminütigen Parcours eintragen, was Mädchen und Jungen rege tun. Brigitte Meyer vom Gleichstellungsbüro leitet das Projekt. Sie sagt, die Jugendlichen sollten an das Thema Geschlechterrollen herangeführt werden und erfahren, dass diese die Berufswahl beeinflussen. «Meine Mutter wollte Ingenieurin werden», steht auf ihrem T-Shirt.

Ein Wirtschaftsstudent (auf seinem T-Shirt steht: «Mein Vater wollte Kindergärtner werden») führt eine Schülerin ins Innere. Als Erstes sind zwei Fotos zu sehen: ein staubsaugender Mann und eine Frau mit Motorsäge. Der

Student erklärt, es gehe darum, dass Frauen nicht Männerberufe wählten und dass Männer dächten, sie müssten einen Männerberuf ausüben. «Wir wollen das *echli* ändern.» Er deutet auf die Fotos und fragt, wie sie das finde: normal, lustig, komisch? Sie nuschelt etwas.

Schweizer Jugendliche sind traditioneller

Dann geht es zu einem Plakat, auf dem steht: «Deine beste Kollegin sagt, sie möchte Automechanikerin werden: a) Ich werde ein bisschen neidisch, b) ich finde das den Hammer, c) ich finde das völlig uncool, d) jede soll den Beruf wählen, der ihr gefällt.» Der Student fragt: «Würdest du das cool finden oder komisch?» Sie antwortet: «Ich würde lachen.» – «Warum?» – «*Kei Aanig* ... Also, ich würde es schon auch noch cool finden ...» – «Also b.»

Sieselber möchte Hochbauzeichnerin werden oder Immobilienmaklerin. Weiter vorne wieder zwei Bilder: Playmobil-Figuren – ein Mann, eine Frau – vor dem McDonald's und zwei Figuren mit Köfferchen vor der UBS. Was sie glaube, wer mehr verdiene? «Die von der Bank.» – «Warum?» – «Will Banke vill verdient.» – «Aber die schaffen ja gleich lang, auch vom Morgen bis zum Abend», sagt der Student. Und klärt sie auf, dass Frauen weniger verdienen als Männer. «Das ist leider so. Es sollte ja gleich sein, findest du das auch? *Das werded mer ändere.*»

Jetzt darf sie sich in einem dunklen Raum mit Discokugel in einen Sessel setzen und chillen, mit Musik aus dem Kopfhörer. Dazwischen werden Botschaften aus Haushalt und Berufswelt eingeblendet.

Die Realität – Mädchen sind gerne dort, wo man helfen oder verkaufen kann, Buben dort, wo es technisch ist – entlockt Brigitte Meyer einen Ausruf des Entsetzens. «Aber vielleicht liegt es in der Natur? Vielleicht wollen Mädchen einfach einen weiblichen Beruf?» Das glaubt sie nicht. Wenn sich Jugendliche mit der Lehrstellensuche befassen, seien sie in der Pubertät und auf Identitätssuche und wollten so sein wie die Mehrheit. Jungen und Mädchen verhielten sich in dieser Phase eher rollenkonform. Und: «Wenn an einem Stand viele Jungen sind, gehen die Mädchen nicht hin.»

Die erwähnte Basler Untersuchung zeigt, dass Jugendliche in der Schweiz bei der Berufswahl traditioneller sind als ihre Altersgenossen in anderen Ländern. Das bestätigt die Resultate einer internationalen Studie: Mädchen in Ländern mit weniger Emanzipation interessieren sich mehr für Technik. Je mehr Gleichberechtigung im Land, desto weniger wollen Mädchen einen technischen Beruf. Wahrscheinlich, weil sie frei sind, zu wählen, was sie wirklich wollen. Und das ist nicht das, was den Gleichstellungsbüros vorschwebt. ○



«Es sollte ja gleich sein»: Kaminfegerin.



Auf Kosten des Lotteriefonds: Doris Leuthard nach der Wahl zur Bundespräsidentin, 2009.

Portokasse der Classe politique

Jährlich wandern Hunderte Millionen Franken aus der Tasche von gutgläubigen Glücksspielern in den Säckel der Kantone. Eigentlich dürfen die Gelder nicht für Staatsaufgaben verwendet werden, doch Nutzniesser sind trotzdem vor allem die Politiker. *Von Florian Schwab*

Keine zwei Wochen ist es her, da jubelte der Bund: «Weiterhin gutes Resultat bei den Lotterien und Wetten». Im Jahr 2012, so vermeldete das Departement Sommaruga, hätten die Lotterien einen Bruttogewinn von 930 Millionen Franken erwirtschaftet, bei 2,8 Milliarden Franken an Spieleinsätzen.

Der Grossteil der Rendite landet bei Swisslos in Basel, der Interkantonalen Landeslotteriegenossenschaft, welche etwa für das Schweizer Zahlenlotto verantwortlich ist. Die Eigentümer dieser Monopolfirma sind die Kantone. Für sie bleibt nach Abzug aller Kosten ein Reingewinn von rund 300 Millionen Franken übrig (2012: 326 Millionen). Ohne die Gewinnablieferung könnte Swisslos jede Woche sechs zusätzliche Millionäre backen.

Stattdessen landet der stattliche Monopolgewinn in den sogenannten kantonalen Lotteriefonds, die in den meisten Kantonen direkt

von der Regierung verwaltet werden, ohne Mitsprache des Parlaments.

Die Bundesverfassung regelt die Verwendung dieses Monopolgewinns eindeutig: Die Erträge müssen «vollumfänglich für gemeinnützige Zwecke, namentlich in den Bereichen Kultur, Soziales und Sport, verwendet werden». Zudem hält das Lotteriesgesetz fest, dass keine Lotterien «zur Erfüllung öffentlich-rechtlicher gesetzlicher Verpflichtungen» abgehalten werden dürfen – als Instrument zur Finanzierung der normalen Staatstätigkeit fallen sie damit aus.

Fast 500 Franken pro Partygast

Oft foutieren sich die kantonalen Regierungsräte um diese Schranken. Eine Zeitlang hatte es sich beispielsweise eingebürgert, bei der Wahl eines kantonalen Honoratioren in ein hohes Amt beim Bund die Feierlichkeiten aus dem

Lotteriefonds zu bezahlen. Als Hansjörg Walter (SVP) im Jahr 2011 zum Nationalratspräsidenten gewählt wurde, zahlte der Lotteriefonds des Kantons Thurgau das Fest. Seiner Vorgängerin Pascale Bruderer (SP) schmiss der Aargauer Lotteriefonds für 220 000 Franken eine Feier. Ebenfalls 220 000 Franken liess sich der Aargauer Fonds die Festivität bei der Wahl von Doris Leuthard zur Bundespräsidentin kosten, bei der 450 Gäste zugegen waren. Die Leuthard-Feier zeigt: Wenn auf Kosten des Lotteriefonds gegessen und getrunken wird, dann kann es fast 500 Franken pro Partygast kosten.

Erst nach öffentlicher Kritik wurde diese Unsitte zurückgefahren. Dies hält die politischen Wächter über die Lottokassen allerdings nicht davon ab, das Geld weiterhin grosszügig innerhalb der Classe politique zu verteilen.

Besonders bunt treibt es der Regierungsrat des Kantons Luzern, wo die Verwaltung des



gen vereinbar sei. Es gehe um einen Beitrag zur «Völkerverständigung». In seiner nächsten Sitzung muss das Luzerner Kantonsparlament entscheiden, ob es die Anfrage von Stutz für dringlich erklären will.

Mit 260 Personen nach Rom

Bereits vor einem Jahr reiste die Luzerner Kantonsregierung auf Kosten des Lotteriefonds geschlossen nach Rom, um der Vereidigung der Schweizergarde beizuwohnen. Dieses Jahr war der Nachbarkanton Zug Gast bei der Gardisten-Vereidigung. Mit 260 Personen reiste der gesamte Regierungsrat nach Rom. Drei Viertel der Rechnung von total 160 000 Franken wurden durch den Lotteriefonds getilgt.

Die Luzerner Polemik um die Moskau-Reise ist etwas erstaunlich, weil es im selben Kanton vor nicht allzu langer Zeit schon einmal fast zu einem handfesten Skandal kam: Der vom ehemaligen Nationalrat Pius Segmüller (CVP) präsierte Verein Kloster Rathausen erhielt vom Luzerner Regierungsrat im Juli 2009 eine Finanzierungszusage im Umfang von bis zu 7,5 Millionen Franken für das Projekt «Paradrom» zur Erschaffung eines «Begegnungszentrums Behinderung». Trotz der grosszügigen Schützenhilfe konnte das Projekt am Schluss nicht realisiert werden – Segmüller fand zu wenig andere Spender.

Guido Müller, Fraktionschef der SVP im Kanton Luzern, verlangte in einer Motion eine Erklärung für diese Vergabung, doch der Regierungsrat liess sich für die Beantwortung mehr als zwei Jahre Zeit. Heute hält die Luzerner Kantonsregierung fest, es sei «immer nur um die Nutzung des ehemaligen Klosters und die Unterstützung der Stiftung für Schwerbehinderte Luzern» gegangen. Als klar wurde, dass Segmüllers Vorhaben scheitern würde, sprach die Kantonsregierung einen fast identischen Betrag für ein neues (städtisches) Theater. Der Regierungsrat des Kantons Luzern, so SVP-Fraktionschef Müller, erachte den Lotteriefonds offenbar als «Kaffeekässeli».

Im Glanz der Lottogelder sonnen sich auch andere politische Schwergewichte. So bezahlt der baselstädtische Lotteriefonds jährlich einen sechsstelligen Betrag an eine Stiftung namens Culturescapes. In diesem Jahr liegt das Patronat – inklusive öffentlicher Aussenwirkung – bei Nationalratspräsidentin Maya Graf (Grüne) und dem Basler Regierungspräsidenten Guy Morin (Grüne).

Ein besonders absurdes Feld tut sich bei den Ausgaben im Bereich Entwicklungshilfe auf: Wer die Vergabungen des kantonalzürcherischen Lotteriefonds durchgeht, stellt mit Erstaunen fest, dass dieser im Jahr 2012 dem gewerkschaftsnahen Arbeiterhilfswerk Solidar Suisse 400 000 Franken überwies für ein Projekt mit dem Titel «Sozialdialog und Gewerkschaftsunterstützung, Serbien». Im Vorstand dieser Organisation sitzen der ehema-

lige SP-Präsident Hans-Jürg Fehr genauso wie Nationalrätin Jacqueline Fehr (SP) und die beiden Unia-Funktionäre Andreas Rieger und Michael von Felten. Geschäftsführerin von Solidar Suisse ist in der Person der langjährigen Stadträtin Esther Maurer seit 2012 ebenfalls eine altgediente Sozialdemokratin, die bei ihrer Kandidatur ihr grosses Netzwerk geltend machte.

Ob dieses Netzwerk auch bei dem Zustupf für die serbischen Genossen eine Rolle spielte? Immerhin schliessen die Beitragsbedingun-

Oft foutieren sich die kantonalen Regierungsräte um die Schranken des Lotteriefonds.

gen des Zürcher Lotteriefonds «Projekte mit politischem, konfessionellem oder ideologischem Inhalt» explizit von der Förderung durch den Lotteriefonds aus.

Einen Lotto-Sechser für die Genossen

Solidar Suisse wollte keine Einsicht in die Projektunterlagen gewähren. Das Hilfswerk hält jedoch fest, dass die 400 000 Franken für drei Jahre bestimmt seien und dass man «nicht die Interessen der einen oder anderen Seite» vertrete, sondern «den Dialog zwischen den Sozialpartnern und dem Staat» stärke.

Die verantwortliche Zürcher Finanzdirektorin Ursula Gut war vor Redaktionsschluss nicht für eine Stellungnahme erreichbar. So oder so kam der Beitrag zur rechten Zeit. Im Jahr 2011 hatten Stadt und Kanton ihre ordentlichen Beiträge an Solidar Suisse reduziert. Die 400 000 waren da fast wie ein Sechser im Lotto für die Sozialistische Internationale. ○

Lotteriefonds derzeit von Links-Grün wie auch von Rechts unter Beschuss kommt.

Der Luzerner Regierungspräsident Guido Graf (CVP) will mit seinem Regierungsratskollegen Reto Wyss (CVP) und dem Luzerner Stadtpräsidenten Stefan Roth (CVP) sowie weiteren kantonalen Würdenträgern Mitte November nach Moskau reisen. Organisator der Reise ist gemäss dem Innerschweizer Nachrichtenportal *Zentral+* die zur Kantonsverwaltung zählende Dienststelle für Raumentwicklung, Wirtschaftsförderung und Geo-information. In Moskau sollen Luzerner Politiker, Unternehmer und das Luzerner Sinfonieorchester für den Wirtschaftsstandort Luzern trommeln. Bezahlt wird die 350 000 Franken teure Exkursion nicht etwa von den Teilnehmern oder von den Unternehmen und auch nicht aus dem normalen Kantonsbudget – die Rechnung begleicht der Lotteriefonds.

Das ist dem Luzerner Kantonsrat Hans Stutz (Grüne) ein Dorn im Auge. Er wirkt mit einer dringlichen Eingabe darauf hin, dass die Ausgabe rückgängig gemacht werde. Ein Sprecher des Luzerner Regierungsrats hält fest, bei der Moskau-Reise handle es sich nicht um eine hoheitliche Aufgabe, sondern um ein «Gesamtpaket mit kulturellem und ideellem Charakter», das mit den kantonalen Bestimmun-

IST DIE SCHULDENKRISE VORBEI?



«Lesen Sie in unserer Kundeninformation Check-Up (www.reichmuthco.ch), wie wir diese Frage beantworten und was das für Sie als Anleger bedeutet!»

Christof Reichmuth
unbeschränkt haftender Gesellschafter

PRIVATBANKIERS

REICHMUTH & CO

INTEGRALE VERMÖGENSVERWALTUNG

CH-6000 LUZERN 7 RÜTLIGASSE 1 +41 41 249 49 49
CH-8002 ZÜRICH TÖDISTRASSE 63 +41 44 299 49 49
www.reichmuthco.ch

Mythos arme Schweiz

Die Schweiz hat sich einreden lassen, ihr Wohlstand beruhe zum Grossteil auf dem Geschäft mit un versteuerten Vermögen. Politisch wird dieses Vorurteil intensiv bewirtschaftet. Neue Untersuchungen aber zeigen: Der Reichtum der Schweiz ist älter als das Bankgeheimnis. *Von Robert U. Vogler*

Noch heute glauben viele Schweizer, was ihnen in ihrer Schulzeit beigebracht wurde, nämlich wie arm doch die Schweiz noch bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts gewesen sei, zwar bereits stark industrialisiert, aber dennoch mausarm. Diese gängige Meinung bemühen auch Politiker, Historiker und Ökonomen gerne, wenn es darum geht, die Schweiz in die Ecke der Kriegsgewinnler zu stellen oder den Reichtum des Landes auf die Früchte des Bankgeheimnisses zu reduzieren.

Verdankt die Schweiz den heutigen Spitzenwohlstand einzig der Tatsache, dass sie von den zwei Weltkriegen verschont blieb und sich so einen kurzfristigen ökonomischen Vorsprung verschaffen konnte? Und ist sie nur deshalb so reich, weil Milliarden un versteuerten Vermögen von Ausländern auf Schweizer Banken liegen und allen Schweizern ein lebenslanges Dolce Vita ermöglichen? Liest man gelegentlich die Online-Kommentare in in- und ausländischen Medien zur Steuerproblematik EU-Schweiz oder schaut die von Unwissenheit über die Schweiz getränkten Talkshows deutscher TV-Sender an, so finden sich solche Aussagen als weitverbreitete Meinung – leider ist sie auch die von vielen Schweizerinnen und Schweizern. Sogar der Chefredaktor der *Weltwoche* hat sie wiederholt vertreten.

Seit 1880 zuvorderst dabei

Die eingangs erwähnte Sichtweise ist falsch, sie ist schon seit geraumer Zeit überholt. Der heutige Stand der Wissenschaft belegt, dass die Schweiz schon seit über hundert Jahren in der ersten Liga der erfolgreichen Volkswirtschaften mitmischt und einen Spitzenplatz einnimmt. Denn bei nüchterner Betrachtung zeigt sich ein komplett anderes Bild: Seit den 1880er-Jahren war das rohstoffarme Land in der Mitte Westeuropas immer an der Spitze vergleichbarer Volkswirtschaften, hatte die wichtigen Industriestaaten Grossbritannien und Deutschland noch vor der Wende zum 20. Jahrhundert hinter sich gelassen, wie die rechtsstehende Grafik illustriert. Sie vergleicht die Entwicklung des Bruttoinlandsproduktes in den wichtigsten Industrieländern der letzten 200 Jahre.

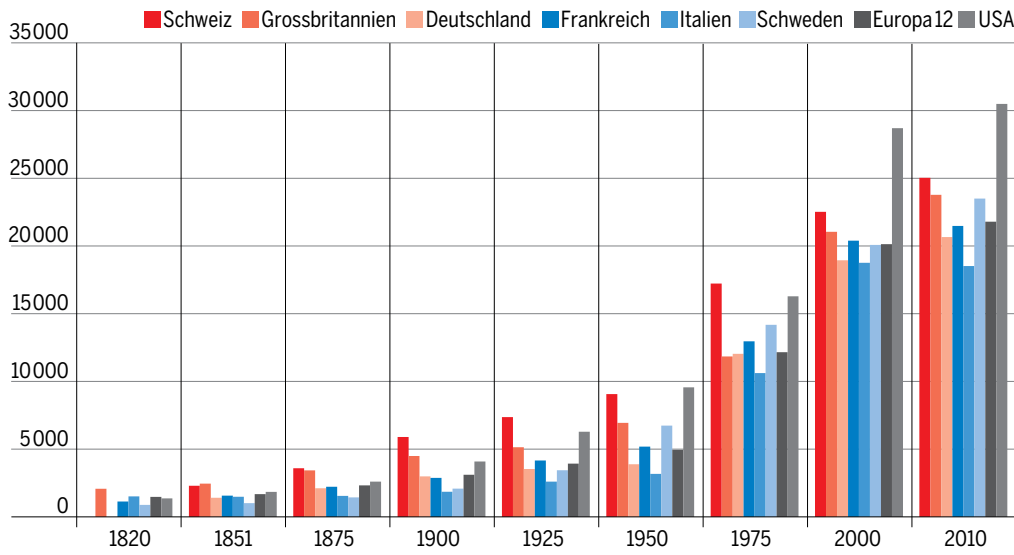
Erst in den vergangenen fünfziger Jahren überrundeten die USA die Schweiz. Eine neue Studie der beiden niederländischen Ökonomen Jutta Bolt und Jan van Zanden, aufbauend auf den umfassenden historischen Daten von Angus Maddison, zeigt dies besonders



Beispiellose Entwicklung: Paar in der Schweiz um 1930.

Das BIP ausgewählter Länder im Vergleich mit der Schweiz, 1820–2010

Um die Vergleichbarkeit herzustellen, wurden die Werte für die einzelnen Länder unter Berücksichtigung der Kaufkraftparitäten in sogenannte internationale Dollars (Geary-Khamis Dollars) und pro Kopf umgerechnet; das Europa der Zwölf umfasst zusätzlich Österreich, Belgien, Dänemark, Niederlande, Finnland, Norwegen.



Erfolg des Liberalismus: Schweizer Bruttoinlandsprodukt BIP (rot).

schön. Das neue, hervorragende Werk «Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert», herausgegeben von den drei Schweizer Kollegen Patrick Halbeisen, Margrit Müller und Béatrice Veyrassat nimmt diese Erkenntnisse ebenfalls auf, doch wer liest schon ein Buch von über tausend Seiten?

Das «Japan Europas»

Wie war es möglich, dass die damals rund drei Millionen Schweizer bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein derart hohes Einkommen erreicht hatten? Grundlage für die beispiellose Entwicklung dieses Landes war mit Sicherheit die liberale Grundhaltung in Politik und Wirtschaft in den ersten 150 Jahren. 1848 gelang es der Schweiz als einzigem Land Europas, die liberale Revolution erfolgreich umzusetzen, während andere sich noch mit gesellschaftspolitisch rückständigen Monarchen begnügen mussten.

Dieses wirtschaftsliberale Umfeld förderte bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs im Jahr 1914 einen innovativen Unternehmerteil mit hoher Anpassungsfähigkeit. Dieser konnte sich, weitgehend ungehindert von einer noch sehr bescheidenen staatlichen Bürokratie, ausgezeichnet entwickeln. Die noch sehr föderale Struktur der Schweiz stärkte gleichzeitig die unternehmerischen Freiräume. Eine Weltoffenheit, wie kein anderer Klein- und Binnenstaat sie kannte, war eine weitere Voraussetzung für den Erfolg.

Man darf die Schweizer zu Beginn der Industrialisierung ohne Skrupel als die Japaner Europas bezeichnen. Dies nicht wegen des ersten Freundschafts- und Handelsvertrags mit Japan (bereits im Jahr 1864), sondern weil die Tätigkeit der Schweizer derjenigen der Japaner nach dem Zweiten Weltkrieg glich: Produktionsmittel und Produkte aus anderen Ländern zu kopieren.

Aus der erfolgreichen Kombination von (Textil-)Handelshäusern und eigentlichen Banken entwickelten sich sogenannte *marchands-banquiers*, die im Laufe der Zeit Textilindustrielle und schliesslich Maschinenbauer wurden. Oder es entwickelten sich reine Banken daraus. Anfangs fusst der Erfolg auf dem Kopieren englischer Textilmaschinen, schliesslich auf der Erfindung eigener Geräte. Ein interessantes Beispiel ist der Winterthurer Rieter-Konzern. 1795 als Handelshaus für Kolonialwaren und Rohbaumwolle gegründet, steigt er drei Jahrzehnte später in die Produktion von Spinnstühlen ein und entwickelt diese durch Industriespionage in England weiter – die Grundlage für den Maschinenbau: Webstühle, Stickmaschinen, Transmissionen, später auch Generatoren, Turbinen und sogar Motoren tragen den Namen der Firma. Es wächst eine mächtige Maschinenbauindustrie heran, die mit Namen wie Sulzer, Escher Wyss, Brown Boveri oder auch Saurer verbunden ist und ihre Erzeugnisse in

alle Welt verkaufen kann. Die chemische und pharmazeutische Industrie und die Präzisionsindustrien der Uhrenbranche entwickeln sich parallel und gedeihen prächtig.

Die Einführung der Berufslehre und die Gründung des Eidgenössischen Polytechnikums von 1855, der späteren ETH, waren dabei die Grundvoraussetzung für den Nachschub an ausgezeichneten Berufsleuten und hervorragenden Ingenieuren und Naturwissenschaftlern. Überhaupt war die exzellente Bildungslandschaft im Lande Pestalozzis für den Erfolg einer rohstoffarmen Volkswirtschaft verantwortlich.

Auf dem Buddenbrook-Pfad

Wie viel ist von dem pionierhaften Geschäftssinn der frühen Wohlstandsgenerationen heute noch übrig? Man kann sich je länger, je mehr nicht des Eindrucks erwehren, dass die Schweiz sich gerade dazu anschickt, ihre in Jahrzehnten erarbeiteten Vorteile zu verspielen. Das Land hat Züge einer Unternehmung in der dritten Generation: Die erste hat alles

Die exzellente Bildungslandschaft war für den Erfolg der Volkswirtschaft verantwortlich.

aufgebaut, die zweite führt sie zum absoluten Erfolg, und die dritte Generation lässt die Dinge auf dem Höhepunkt schlittern – das Rezept für den späteren Ruin.

Ein klares Beispiel dafür ist das Drama um den Finanzplatz. Ein blühender Wirtschaftszweig, nicht so bedeutsam, wie ihn Freund und Feind gern einstufen, aber doch willkommen als Milchkuh der Staatsfinanzen, die während Jahrzehnten Milliarden in die Staatskassen ablieferte, ohne dass sich jemand darüber aufgehalten hätte. Ja, einige Banken haben im Ausland gravierende Fehler begangen, aber ohne Schweizer Gesetze zu verletzen. Soll man deshalb diese Milchkuh der Nation gehorsamst zum Schlachthaus führen, nur damit den maroden Finanzen einiger Staaten Genüge getan wird? Anstatt den Finanzplatz zu unterstützen und zu stärken, wie das andere Staaten tun, wird er hierzulande staatlich sabotiert, indem rückwirkende Gesetze eingeführt werden.

Für den historischen Erfolg des Schweizer Finanzplatzes gibt es viele Gründe: die allgemeine Rechtssicherheit, die politische Stabilität und der freie Kapitalverkehr, nicht zu vergessen der Franken als härteste Währung der Welt und die liberale, globalisierte Volkswirtschaft. Die Politik tut hingegen gerade so, als beruhe der Erfolg des Schweizer Finanzplatzes seit 1935 einzig und allein auf dem bekannten Bankgeheimnis – doch wer kann ernsthaft glauben, dass ohne diese politischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen sich der Finanzplatz nur wegen des Bank-

geheimnisses zu dem entwickelt hätte, was er heute ist? Hätten dann Ausländer während Jahrzehnten ihre Vermögen vor Krieg, Konfiskation, Inflation und Steuerhöllen in die Schweiz gerettet? Wohl kaum, denn dann würde dieses Land genau jenen beschämenden Zustand widerspiegeln, in dem sich die Mehrzahl der industrialisierten und durchsozialisierten westlichen Volkswirtschaften befindet.

Leider haben wir uns in den letzten Jahrzehnten geradezu auf den Weg dorthin gemacht. Überreglementierung und Rechtsanpassungen greifen um sich. Seit einigen Jahren kommt noch der vorauseilende Gehorsam bei finanz- und steuerpolitischen Machtspielen einer transatlantischen Grossmacht dazu. Sogar eine zerstrittene europäische Mächtegrössmacht lässt viele Politiker in der Schweiz erzittern – leider auch viele Bürgerliche, von denen man eigentlich mehr Standhaftigkeit erwartet hätte. Zwar gelang es, mit der Schuldenbremse die staatliche Verschuldung im Zaum zu halten, doch die sich rapid verschlechternden Strukturen und finanziellen Aussichten der Sozialwerke wie AHV und IV verheissen für die zukünftige Entwicklung der Staatsverschuldung nichts Gutes, wie auch eine Infrastruktur, die sich am Rande der Leistungsfähigkeit befindet, wenn nicht bald bescheidenere, finanziell verkraftbare Lösungen gefunden werden.

Die moderne Schweiz begann vor 165 Jahren als das politisch und wirtschaftlich weitgehend liberalste Land Europas. Wenn wir das wieder werden oder bleiben wollen, dann müssen wir das Abgleiten in eine falsche Politik der Gleichheit und Gleichmacherei aufhalten. Wir sollten nicht andere kopieren, sondern Vorbild für sie sein. Wir tun gut daran, uns vermehrt mit möglichst vielen kleinen und mittelgrossen wirtschaftlich erfolgreichen Staaten dieser Welt abzusprechen oder wenigstens lose mit ihnen zu koordinieren, um die gemeinsamen Interessen der Kleinen durchzusetzen, etwa gegen eine G-20 oder die OECD. Diese demokratisch nicht legitimierten Organisationen wollen uns dauernd neue Vorschriften machen, ohne dass deren Mitgliedsländer sich selbst konsequent daran halten würden.

Im Kalten Krieg wurden die Blockfreien von beiden Seiten nie wirklich ernst genommen, aber ganz ohne Wirkung waren sie nicht. Sie wurden hofiert. Es gibt nicht nur die USA und die EU, sondern viele aufstrebende Volkswirtschaften, die ähnliche Interessen verfolgen und die sich gleichzeitig für die Schweiz als Märkte abseits der Grossmachtkartelle anbieten.

Robert U. Vogler ist promovierter Historiker, ehemaliger Pressesprecher der Schweizerischen Bankgesellschaft (SBG), danach war er Leiter Historical Research UBS und bis Anfang 2009 Senior Political Analyst bei Public Policy der UBS. Heute publiziert er als unabhängiger Historiker.



Essay

Das falsche Projekt

Zürich braucht ein Fussballstadion. Aber: Der neue Hardturm, über den die Zürcher am 22. September abstimmen, ist zu teuer und zu klein. Es gibt Alternativen. Die Politik verschliesst die Augen.
Von Fritz J. Peter

Zürich ist eine typische PPP-Stadt: Projekte/Probleme/Politik(er). Zürich möchte eine Kongressstadt sein, bringt es aber seit unendlich langer Zeit nicht fertig, ein Projekt zu realisieren, das den Anforderungen dafür entspricht. Zürich ist die Weltstadt des Fussballs und bringt es nicht fertig, ein Stadion zu bauen, das internationalen Vorschriften, der Bedeutung, dem Bedürfnis des Sports und den bisherigen Erfahrungen entspricht.

1983 wurde das erste Projekt «Hardturm-Ausbau» präsentiert. Ziel: Fertigstellung 1986 zum 100-Jahre-Jubiläum von GC. 1988 wurde von den damaligen Landeigentümern ein fixfertiges Modell für die Überbauung des Terrains vorgestellt, das nicht nur das Stadion, sondern auch Wohn- und Hochhäuser vorsah und einen überzeugenden Eindruck hinterliess. Frau Koch («Zürich ist gebaut») war damals verantwortliche Stadträtin.

Dann waren im Jahr 2003 fast 70 Prozent der Stimmenden für das Grossprojekt der Credit Suisse (CS), das die Stadt Zürich praktisch nichts gekostet hätte. Man riss das Hardturm-Stadion ab, weil die Bewachung der «Ruine» zu teuer wurde und man glaubte, nach dem deutlichen Abstimmungsresultat sei alles klar. Ein Fehler, der teuer zu stehen kam: Man wartete die Baubewilligung nicht ab, und die CS zog sich zurück. Volkes Wille war Makulatur.

Die Stadt kam zum Zug. Sie konnte das Land zu einem absoluten Spezialpreis übernehmen mit der Verpflichtung, darauf ein Fussballstadion zu bauen. Andernfalls geht das Land frühestens nach 2015 wieder an die CS zurück, und die Stadt verliert erhebliche Buchwerte. Für eine bessere und billigere Lösung bleibt also noch Zeit.

Man lud Architekturbüros zum Wettbewerb ein und liess die Generalunternehmungen draussen. Man verpulverte über 15 Millionen Franken Projektierungskredit für ein untaugliches Projekt. Büros unter anderem aus Amerika, Deutschland, Österreich waren in der Jury vertreten. Charles Botta, Co-Autor des 438-Seiten-Buches «Fussballstadien», von dem 2011 die 5. Auflage erschien, der mit dem Tram an die Sitzungen der Jury hätte fahren können, wurde nicht mal angefragt.

Weiter im Elend: die Ausschreibung. Vorgegeben wurde ein Stadion, das einen städtebaulichen Akzent setzen müsse (Seite 27 der

Ausschreibung). Und auf Seite 23 steht: Das Stadion darf nicht höher als 25 Meter sein! Einen Steinwurf entfernt stehen Häuser mit einer Höhe von bis zu 125 Metern, und es folgen weitere Hochhäuser, die den geforderten städtebaulichen Akzent des Stadions ad absurdum führen. Die SBB wiederum führen ein neues Geleise zirka auf der Höhe des Stadionsdaches durch. Der Verdacht besteht: Die Höhe von 25 Metern hat nichts mit Städtebau, aber sehr viel mit einigen Metern Schattenwurf zu tun.



Alle haben Fehler gemacht: Stadionanimation.

Von den Stadionkosten war noch nicht die Rede. Stadtrat Lauber hat an einer CVP-Veranstaltung um Fairness der stadträtlichen Vorlage gegenüber ersucht. Fairness ist immer gut. Aber Fragen tauchen auf: Ist es fair, ein Stadion, das nach anerkannten internationalen Normen 16000 Plätze aufweist, als ein 19500er-Stadion anzupreisen? Ist es fair, in der Kostenrechnung das Land mit rund 40 Millionen (plus zirka 10 Millionen für den Wohnungsbau) zu beziffern und zu verschweigen, dass der aktuelle Marktwert auf 170 Millionen geschätzt wird? Ist es fair, das Stimmvolk zu erpressen mit der Aussage: entweder dieses Stadion oder kein Stadion?

Ist es fair, nicht zuzugeben, dass die Vorlage nichts taugt, dass man Fehler gemacht hat (alle haben seit den achtziger Jahren Fehler gemacht), und ist es fair, zu verschweigen, dass es Alternativen gibt? Ist es fair, Alternativen gar nicht zu prüfen, weil man Angst hat, zuzugeben, dass man Fehler gemacht hat?

Es ist möglich

Das vorgeschlagene Stadion ist zu teuer und zu klein. Das steht ausser Frage. Genauso wie die Tatsache, dass der Letzigrund als «Fussball»-Stadion bedingt tauglich bis untauglich ist. Nur: Das genügt nicht. Eine taugliche, kostengünstige Alternative ist sofort auf die Beine zu stellen. Ein international taugliches Stadion mit 20000 bis 25000 Sitzplätzen kann für Grössenordnung 1500 Franken pro Sitzplatz gebaut werden (das wurde schon bewiesen). Eine Ersparnis von einigen Dutzend Millionen als Grössenordnung wäre möglich. Ein Stadion kann innert zwölf Monaten nach Erteilung der Baubewilligung stehen. Auch das ist bewiesen. Tatsächlich existieren meines Wissens zwei entsprechende valable Stadionprojekte, deren Umsetzung besser und billiger wäre. Zumindest das eine ist der Stadt bestens bekannt. Aber: Man muss wollen und nicht die Hände in den Schoss legen (Frau Stadtpräsidentin Mauch) oder die beleidigte stadträtliche Leberwurst spielen.

Sollten wir – was die Fans sicher nicht wollen – in absehbarer Zeit nur noch einen Klub haben in Zürich (Abstieg oder Fusion aus wirtschaftlichen Gründen ist die Frage), wird das geplante Stadion definitiv zu klein sein, weil auch die Zuschauerzahlen massiv steigen: Der FC Basel hat heute einen Schnitt von rund 29000 Zuschauern und spielte noch vor wenigen Jahren auf dem Landhof gegen den FC Zürich vor 8200 Zuschauern. Wir brauchen ein Fussballstadion. Das vorliegende Projekt muss abgelehnt werden. Aber das kann es nicht gewesen sein. Nein sagen genügt nicht, sondern muss der Anfang sein zu einer wirklich vernunftgetränkten Lösung, dirigiert von einem gesunden Menschenverstand, frei von parteipolitischen Erwägungen.

Fritz J. Peter ist Gründer der Leaseurope (Europäischer Verband der Leasing-Gesellschaften) und war von 1988 bis 1991 Präsident des Grasshopper Club, mit dem er einmal Schweizer Meister und dreimal Cupsieger wurde.

Psychologie der Warteschlange

Der Stau an der Ladenkasse oder vor dem Postschalter gehört zu den wissenschaftlich unterbelichteten Phänomenen der Gegenwart. Neue Forschungen ergeben Verblüffendes: Je mehr Leute beispielsweise für ein bestimmtes Produkt anstehen, desto mehr Geld sind wir bereit auszugeben. *Von Rolf Degen*

Am Houstoner Flughafen hagelte es vor ein paar Jahren Beschwerden von Reisenden, sie müssten an der Gepäckausgabe zu lange warten. Die Betreiber setzten mehr Personal ein und verkürzten die Wartezeiten deutlich auf durchschnittlich noch acht Minuten. Doch die Klagen hörten nicht auf. Jetzt liessen sich die Flughafenbetreiber etwas Neues einfallen: Sie verlängerten den Weg vom Terminal zum Kofferkarussell, so dass die Passagiere sechs statt nur eine Minute brauchten, um ihn zurückzulegen – und entsprechend weniger lang auf das Gepäck warten mussten. Sofort löste sich der Unmut auf.

Wie lange wir effektiv in einer Schlange stehen, ist meist gar nicht so wichtig dafür, ob wir uns nerven. Laut Richard Larson vom Massachusetts Institute of Technology in Cambridge, der Warteschlangen erforscht, sind vielmehr Gefühle entscheidend für Verärgerung: das Gefühl, benachteiligt zu werden, und das Gefühl, Zeit zu verplempern. Letzterer Eindruck ist fast unvermeidlich, da Menschen die Anstehzeiten in Warteschlangen systematisch überschätzen – im Schnitt um 36 Prozent, wie der Psychologe Jacob Hornik aus Tel Aviv ermittelte. Daher versüsst Disney den Besuchern die Wartezeit vor den Vergnügungsparks mit kleinen Unterhaltungseinlagen wie Filmchen und Quizfragen. Zudem geben die Betreiber solcher Parks die mutmasslichen Wartezeiten bewusst zu hoch an. So endet die Nervenprobe für die Besucher immer in freudiger Erleichterung.

Es ist auch dieses Gefühl, nicht voranzukommen, das uns in Warteschlangen nach beiden Seiten schielen lässt, ob es nicht am Schalter links oder rechts von uns schneller vorangeht. Die Chance, dass das der Fall ist, beträgt zwar rein rechnerisch immerhin zwei zu eins. Der Clausthaler Mathematiker Alexander Herzog rät dennoch davon ab, die Warteschlange zu wechseln. Denn eine lange Schlange bedeutet nicht unbedingt, dass man auch lange warten muss. Genauso entscheidend ist, wie rasch es vorwärtsgeht. Und dies wiederum hängt davon ab, wie schnell die Bedienung am Schalter arbeitet und wie voll die Einkaufswagen der Anstehenden sind.

Der Blick auf die Schicksalsgenossen lädt auch zu sozialen Vergleichen ein. Der Psychologe Rongrong Zhou aus Hongkong fand in Experimenten über das Warten vor Geldautomaten etwa heraus, dass die Neigung von Probanden, eine Warteschlange zu verlassen, um-

so kleiner war, je mehr Wartende hinter ihnen standen. Je grösser der Rückstau hinter den Probanden war, umso besser fühlten sich diese auch. Das Gefühl, dass andere noch länger anstehen müssen, weckt offenbar Schadenfreude. Auch wenn man sich in der Warteschlange mit anderen vergleicht, ist der direkte Augenkontakt verpönt – ähnlich wie in einem Lift. Manchmal treffen sich die Blicke der Wartenden aber dennoch. Es gilt dann, sich möglichst uninteressiert zu geben. «Civil inattention» nennt das die Fachwelt – das höfliche Missachten des Gegenübers in Situationen, in denen Anstarren unser aggressives Primatenerbe entfachen könnte.

Ärgernis Vordrängler

Laut Larson ist die «amerikanische Schlange» die ideale Art anzustehen. Das bedeutet, dass alle in einer einzigen grossen Schlange stehen, obwohl mehrere Kassen oder Schalter vorhanden sind. Zum einen läuft das Anstehen so reibungsloser ab, zum anderen wird verhindert, dass schlechte Gefühle aufkommen: Keiner wird von einem «Späteinsteiger» in einer anderen Schlange überholt. Allerdings ist die «amerikanische Schlange» entsprechend lang, was viele abschreckt. Zudem verfügen nicht alle Supermärkte über entsprechenden Stauraum.

Der Albtraum jedes Schlangenstehers ist der Vordrängler. Der berühmte Psychologe Stanley Milgram schickte seine Studenten los, damit diese sich an Kartenschaltern von Wettbüros bewusst vordrängelten. Die Aufgabe, den Störenfried zu disziplinieren, fiel dabei immer derjenigen Person zu, vor deren Nase dieser sich reinzumogeln versuchte – obwohl ja sämtliche Nachfolgenden unter dem Affront gelitten hätten.

Auch die Einschätzung der Produkte, für die wir anstehen, hängt von Vorgängen in der Warteschlange ab. Je mehr Personen hinter uns anstehen, so ein Forschungsergebnis, umso attraktiver erscheint uns das angestrebte Objekt. Darauf kam Minjung Koo, Professorin für Marketing aus Chicago, indem sie Probanden aushorchte, die bei einem Vergnügungspark oder einer Cafeteria für Hefengebäck und Fruchtdrinks anstanden. Ein grösserer Stau im Rücken verleitete die Wartenden auch, mehr Geld auszugeben, wenn sie die Kasse oder den Schalter erreichten. Koo hat darum einen teuflischen Rat für Ladeninhaber, die ihren Umsatz steigern wollen: «Installieren Sie Spiegel, die den Wartenden einen guten Blick auf die Menschen hinter ihnen gewähren!» Der Aufenthalt im Himmel ist ja laut Thomas von Aquin auch darum so selig machend, weil die Erlösten so gut die Verdammten unten in der Hölle sehen können. ○



Die Anstehzeit wird überschätzt.



Grundsteinlegung des Nahostkonfliktes: Winston Churchill (auf dem 2. Kamel v.l. sitzend) und T.E. Lawrence (2. v.r.) 1921 in Ägypten.

Churchills Federstrich

Vor hundert Jahren zerstückelten Briten und Franzosen den Nahen Osten. Zu den Konkursverwaltern des Osmanischen Reichs gehörte Winston Churchill. 1921 gab der damalige Kolonialminister der neuen Karte im Nahen Osten den letzten Schliff – mit fatalen Folgen, wie sich heute erweist. *Von Urs Gehrig*

Krieg und Katastrophen, die den Menschen im Nahen Osten seit hundert Jahren kaum eine Verschnaufpause gönnen, haben tausend Ursachen. Am Anfang des Blutreigens jedoch steht ein Schlüsselereignis. Es wurde geprägt durch Protagonisten, die zu den schillerndsten Figuren des 20. Jahrhunderts gehören: einen ambitionierten Araberprinzen, einen anämischen britischen Archäologen und – last, but not least – den grössten Staatsmann seiner Zeit und «letzten Löwen» in der Domäne Krieg und Politik. Ort des Geschehens war jenes Epizentrum der Gewalt, das heute in keiner Nachrichtensendung fehlt: Syrien.

Damaskus, Oktober 1918. Es sollte ein glorreicher Tag werden für die arabische Welt und deren neue Lichtgestalt, den Haschemiten-Prinzen Faisal. Zwei Jahre lang hatte der Sohn Husseins, des Wächters der heiligen Stätten von Mekka und Medina, den Araberaufstand

angeführt. In sengender Hitze und peitschendem Sandsturm lancierte er Sabotageakte gegen türkische Versorgungslinien, sprengte Eisenbahnlinien, eroberte Akaba, die Hafenstadt am Roten Meer, und rollte das Osmanische Reich vom hintersten Winkel her auf.

Statthalter von Frankreichs Gnaden

Nun steht er vor den Toren von Damaskus. Die Stadt erlebte vor über tausend Jahren eine Hochblüte der islamischen Kultur. Sie ist das Ziel von Faisals Träumen. Sie soll Kapitale des neuen arabischen Grossreichs Syrien werden.

An Faisals Seite reitet ein Brite, klein, bleich und asketisch. Sein Name: T. E. Lawrence, ein ebenso abenteuerlicher wie kauziger Brite, an den sich die Nachwelt unter seinem Nom de Guerre «Lawrence von Arabien» erinnern wird. Wie ein Impresario hat er im Auftrag der britischen Krone die Araber zum Kampf gegen

die Osmanen aufgestachelte. Wie ein Regisseur gibt er auch jetzt, vor Damaskus, Anweisung. «Emir Faisal wünscht einen triumphalen Einzug», benachrichtigt Lawrence das britische Militär. «Punkt 3 Uhr nachmittags, galoppierend wie ein arabischer Eroberer alter Zeiten, an der Spitze von 300 Reitern», gedenke der Araber-Rebell in die Stadt einzuziehen.

So geschieht es. Die Menge jubelt. Weniger frenetisch allerdings, als es sich der eitle Wüstenprinz erhofft hat.

Faisals triumphaler Einzug ist ein Theater, und dies gleich im doppelten Sinn. Erstens wurde die Stadt bereits zwei Tage zuvor von Edmund Allenbys «Egyptian Expeditionary Force» eingenommen. Zweitens ist der Einzug hoch zu Ross bereits Faisals zweiter Einmarsch. Wenige Stunden zuvor hatte er sich hineingeschlichen, in einem britischen Automobil, auf Geheiss der siegreichen britischen

Kommandanten, die ihm im Hotel «Victoria» erklärten, er sei künftig nicht Herrscher über ein Grossreich, sondern ein Statthalter von Frankreichs Gnaden. Nicht er, sondern das ferne Paris werde als Schutz- oder Mandatsmacht die Geschicke Syriens bestimmen.

Faisal wittert Verrat. Trotzig versucht er sich zu behaupten, reist bis nach Paris an die Friedenskonferenz, auf der Suche nach Legitimation. Vergebens. Kaum zwei Jahre nach seinem Einzug wird er von den Franzosen aus Syrien vertrieben. Dennoch endet die erste Tragödie des «neuen Nahen Ostens» mit einem gedämpften Happy End. Die Briten werden Faisal mit einem anderen Königreich entschädigen, das sie aus der osmanischen Konkursmasse herauszirkeln. Als Kartograf legt nicht irgendein Reissbrettstrategie Hand an, sondern ein Mann, der das 20. Jahrhundert prägen wird wie kaum ein zweiter: Winston Churchill.

Britisch-französische Beutepläne

Als Kriegs-, darauf als Kolonialminister trifft Churchill Entscheidungen, die global verhängnisvolle Konsequenzen haben werden. Die heutige Karte des Nahen Ostens, der Aufstieg Saddam Husseins und die Golfkriege sind das Vermächtnis einer von Churchill anberaumten Konferenz in Kairo im März 1921. In einem grandiosen Schacher um Land und Einfluss brechen Churchill und seine Mitstreiter innert weniger Jahre aus dem Nahen Osten neue Länder heraus. Die Grenzziehungen sind teilweise so unglücklich, dass sie die Konflikte bis auf den heutigen Tag prägen, den aktuellen Bürgerkrieg in Syrien inklusive.

Der Kern des Streits um Land und Macht liegt in drei Abkommen respektive Versprechen, die einander in weiten Teilen widersprechen. Doch der Reihe nach:

Zu Beginn des Ersten Weltkriegs denkt alle Welt, nun sei das Schicksal des Osmanischen Reiches, des «kranken Mannes am Bosphorus» besiegelt. Doch statt zusammenzubrechen wie ein Kartenhaus, stösst die türkisch-osmanische Armee – unterstützt von den Deutschen – überraschend bis zum Suezkanal vor. Grossbritannien sieht die Lebenslinie seines Empires bedroht, vor allem den Weg nach Indien, dem Herzen des britischen Kolonialreichs.

Die Briten suchen nach Verbündeten in der Region, die sich zu einer Revolte gegen die Osmanen aufwiegen lassen. Als «Werkzeug» bietet sich Scherif Hussein an, der «Wächter der Heiligen Stätten» in Mekka und Medina. Hussein ist das Oberhaupt der Haschemiten, jener Familie, die ihre Ahnenreihe bis in die Zeit des Propheten Mohammed zurückverfolgt. Hussein hegt eine politische Ambition, die in jene ruhmreiche Urzeit des Islam zurückreicht. Wie die Nachfolger Mohammeds, die Kalifen, will Hussein ein grossarabisches Reich errichten. Alle Araber sollen in einem Staat leben. Hussein selbst will des-



Aura von Fairness: Lawrence of Arabia, 1928.



Suche nach Verbündeten: Allenby (l.) und Faisal.

sen König sein, seine vier Söhne sollen Vizekönige werden.

Durch ein Versprechen locken die Briten die Araber an ihre Seite. Sie geloben nach dem Sieg über die Türken für ein grossarabisches Reich einzutreten. Am 24. Oktober 1915 schreibt Sir

Um die Araber zu mobilisieren, verspricht man alles – um schliesslich nichts zu halten.

Henry McMahon, britischer Hochkommissar in Ägypten, an den Scherifen Hussein: Grossbritannien sei «bereit, die Unabhängigkeit der Araber in allen vom Scherifen geforderten Gebieten anzuerkennen und zu unterstützen». Ausgenommen davon seien diejenigen Teile Syriens, die westlich der Linie Damaskus-Homs-Hama-Aleppo liegen, da man diese «nicht als rein arabisch bezeichnen» könne.

Um die Araber gegen die Osmanen zu mobilisieren, verspricht man alles – um schliesslich nichts zu halten. Die wahren Absichten der Briten dokumentieren Teilungspläne zwischen London und Paris, die Monate vor dem Versprechen an Hussein begannen. Frankreich beansprucht dabei die heutige Osttürkei, den Libanon und Syrien. Die Briten ihrerseits

schanzen sich das östliche Mesopotamien (heute Irak), die Arabische Halbinsel und die grössten Teile Palästinas zu. Besiegelt werden diese Beutepläne 1916 zwischen dem britischen Unterhändler Sir Mark Sykes und seinem französischen Partner François Georges-Picot (siehe Karte auf Seite 44).

Bemerkenswert am Sykes-Picot-Abkommen ist zweierlei: Es handelt sich um ein Geheimabkommen, das in direktem Widerspruch zu den Versprechen an die Araber steht. Zweitens stellt das Gebiet zwischen Haifa und Gaza im Westen und dem Jordanfluss im Osten (heute Kerngebiet Israels) eine Sonderzone dar. Sie soll unter internationaler Verwaltung stehen. Dieses Ansinnen wiederum konkurriert mit einem vage formulierten Versprechen, welches die Briten einer weiteren Partei in Aussicht stellen: den Zionisten.

Am 2. November 1917 schreibt Aussenminister Balfour an Lord Rothschild einen Brief, in dem er eine «Sympathieerklärung für die jüdisch-zionistischen Bestrebungen» konstatiert: «Die Errichtung einer nationalen Heimstätte in Palästina für das jüdische Volk wird von der Regierung Seiner Majestät mit Wohlwollen betrachtet. Sie wird ihr Bestes tun, um das Erreichen dieses Zieles zu erleichtern.» Die vage formulierte «Sympathieerklärung» wird zum Schlüsseldokument für eine forcierte Einwanderung von Juden aus der Diaspora und für die Gründung Israels 1948.

Noch ist der osmanische Riese nicht erlegt, doch bereits ist im neuen Nahen Osten ausreichend «Sprengstoff» ausgelegt, um ihn für Jahrzehnte in Unruhe zu versetzen.

Faisal weiss von allen Rankünen angeblich nichts. Hoffnungsfroh reitet er hoch zu Ross und säbelschwingend Attacken gegen die Türken. Der eigentliche Kopf des Aufstands ist jedoch nicht er und auch kein anderer Araber, sondern ein scheuer, ungewöhnlich kleiner junger Archäologe namens T.E. Lawrence. Kurz nach Ausbruch des Krieges hatte sich der 26-jährige Brite beim britischen Geheimdienst in Kairo gemeldet. Die Arbeiten jedoch, mit denen er in Kairo beschäftigt wurde, vorwiegend Kartenzeichnen, langweilten ihn. Durch hartnäckiges Nörgeln erreichte er, dass er im Oktober 1916 nach Westarabien zu Scherif Hussein abkommandiert wurde, den der stammeskundige und sprachgewandte Lawrence zu einem Partisanenkrieg und Wüstenfeldzug anstachelte.

Von Lawrence zu Churchill

In seinem Buch «Die sieben Säulen der Weisheit» schildert Lawrence blumig, wie er als Kamelreiter der britischen Krone in flatterndem Burnus die Sitten des Orients annahm, Züge ausplünderte, Gefangene abschlachtete und die eigenen Verwundeten erschoss, wenn Gefahr drohte, dass sie in die Hände der Gegner fielen. Vieles davon erweist sich später



Das Vermächtnis: der Nahe Osten heute.

«die 40 Räuber». Sich selbst sieht er selbstredend in der Rolle des Ali Baba.

Mesopotamien soll Faisal zugeschanzt werden. Irak wird der Name des neuen Staates sein, Faisal als dessen König regieren, ferngelenkt von der Mandatsmacht Grossbritannien. Frankreich seinerseits beharrt auf der Oberherrschaft über Syrien. Die Briten leisten keinen grossen Widerstand. Im Stillen hoffen die viktorianisch geprägten Strategen des Empires sogar, das syrische Königreich, das «Kuckucksei im Nest der Franzosen», werde dem alten Erzfeind und kolonialen Rivalen noch viel Ärger bereiten. Denn Frankreich müsse sich nun mit den arabischen Nationalisten herumschlagen.

Eine arabische Souveränität werde es nicht geben, machen ihrerseits die Franzosen klar. Allein den christlichen Syrern will Frankreich eine gewisse Autonomie gewähren. So beginnt es, seine Beute abermals zu parzellieren. Der Libanon wird als eigener Staat aus der Region «Gross-Syrien» herausgelöst. Um ihm wirtschaftlich das Überleben zu sichern, bekommt er das fruchtbare Land der Bekaa-Ebene. Dass damit die von alters her gewachsenen Strukturen zwischen Damaskus und der Region um Baalbek unterbrochen werden, ignorieren die Franzosen.

Für einen kurzen Moment erwägt Paris sogar, den Alawiten (eine religiöse Gruppierung, die zum schiitischen Spektrum des Islam gehört, aber von vielen als abtrünnige Sekte betrachtet wird) einen eigenen Küstenstaat zu schaffen, verwirft die Idee aber bald wieder. Kaum auszudenken, wie sich die Region entwickelt hätte, wenn der Alawiten-Clan der Assads in einen eigenen Staat geboren worden wäre. Hafiz al-Assad hätte 1970 wohl

kaum durch einen Putsch die Macht in Syrien an sich gerissen, und der aktuelle Bürgerkrieg wäre den Syrern erspart geblieben.

Was sowohl die imperialen Franzosen als auch Kartograf Churchill missachteten: Das Osmanische Reich hatte in seiner riesigen Landmasse genügend Flexibilität geboten, um die unterschiedlichen Völker und Religionsgemeinschaften unter einen Schirm zu stellen. Es tat dies mittels Einteilung der Gebiete – Vilâyetes (Grossprovinzen) und Sandschakes (Teilprovinzen) –, deren Grenzen weitgehend unter Berücksichtigung der lokalen Eigenheiten gezogen worden waren. Einige Sandschaks blieben aus strategischen, politischen oder religiösen Gründen als «unabhängige» direkt der Zentrale unterstellt.

So lebten im Osmanischen Reich die Sunniten, Kurden und Schiiten Mesopotamiens nahezu getrennt in den drei Distrikten Bagdad, Musul und Basra. Jetzt hingegen zwingt Churchill die disparaten Volksgruppen in eine Nation. Dazu implementiert er einen fremden, sunnitischen König, der nicht mehr als einen Viertel der Bevölkerung repräsentiert.

Komplettiert wird das neue Nahost-Puzzle durch die Kreation eines weiteren Kunststaates: Jordanien. Scherif Hussein, der überall Verrat wittert, muss mit einem weiteren Happen abgespiesen werden. Sein Sohn Abdullah hatte sich in Amman bereits in Lauerposition gebracht. Gedrängt durch Lawrence zwackt Churchill die östliche Hälfte von Palästina – Transjordanien (östlich des Jordans) – ab und verleiht auch Abdullah die Königswürde.

Kartographie unter Alkoholeinfluss?

Jahre später wird Churchill prahlen, er habe Jordanien «mit einem Federstrich an einem Sonntagnachmittag in Kairo» geschaffen. Gerüchte ranken sich seither um die näheren Umstände dieses Ereignisses. Der kartografische Akt sei einem besonders alkoholhaltigen Lunch gefolgt, was die Hand des Kolonialministers etwas «elastisch» gemacht habe. Andere machen ein plötzliches Niesen oder einen Schluckauf Churchills für die rätselhafte Form Jordaniens verantwortlich. Die Grenzziehung ist in der Tat bemerkenswert. Im Nordosten scheint Churchill die Feder ausgerutscht zu sein. Abrupt knickt der Grenzverlauf nach Osten und formt einen 250 Kilometer langen «Pfannenstiel» bis an die irakische Grenze.

War Churchill tatsächlich beschwipst, oder hatte er einen Niesenanfall? Auch hinter diesem angeblichen Malheur liegt Kalkül. Er wollte einen Land- und Luftkorridor zwischen den beiden britischen Mandatsgebieten Jordanien und Irak herstellen. In einer Zeit, als noch keine Langstreckenflüge möglich waren, konnte er so den Luftweg nach Indien gewährleisten. Ausserdem hatte die Royal Air Force Zugang in den Irak, wo sie die aufständischen

Araber aus der Luft in Schach halten sollte, was viel billiger kam als mit Bodentruppen.

Die britischen Flugzeuge kamen dann auch zu regem Einsatz, denn Ruhe kehrte in den neuen Grenzen und unter den neuen Herrschern keine ein. Der von den Grossmächten designte Nahe Osten entbehrte jeder inneren Zustimmung der betroffenen Völker. Dies hatte zur Folge, dass sich keiner der neun Staaten innerlich oder äusserlich festigte. Wenig erstaunlich also, dass in den beiden neuen arabischen Kernstaaten Syrien und Irak sich Gewaltherrscher emporschwangen. Einzig durch eiserne Faust vermochten sie die Völker in den künstlich gezogenen Grenzen zu kontrollieren.

Überall, wo die Blutherrscher unterdessen gefallen sind oder wanken, haben sie ein delikates Vakuum hinterlassen. Im Irak sind uralte Konflikte aufgebrochen. Derweil droht Syrien wieder in seine Teile zu zerfallen. Und im fragilen Völkergemisch Libanon flammt die Angst vor einem Rückfall in den Bürgerkrieg auf. Hundert Jahre nachdem er in Kairo die Feder gezückt hat, sind Churchills kühne Grenzlinien brüchiger denn je.

Christopher Catherwood: *Winston's Folly: Imperialism and the Creation of Modern Iraq*, Constable, 2004. 267 S., ca. Fr. 19.–.

Abonnenten profitieren.

Spezialangebot

Platin-Club

Ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen

www.weltwoche.ch/platinclub

DIE WELTWOCH
80 JAHRE QUALITÄT

Europäer in Missionarsstellung

Auf dem Projekt EU lastet der Fluch des Grössenwahns und der Inkompetenz. Diese Mischung wurde schon dem Luftschiff «Hindenburg» und dem Luxusliner «Titanic» zum Verhängnis – vom Misserfolg der Nazis, ein geeintes Europa zu schaffen, nicht zu reden. *Von Henryk M. Broder*

Dass die Schweiz keinen Staatspräsidenten, nicht einmal einen richtigen Ministerpräsidenten hat, ist eines der letzten ungelüfteten Geheimnisse Europas. Weswegen man auf jeder Party in München, Frankfurt oder Berlin mit der Frage «Wie heisst der Präsident der Eidgenossen?» die grösste Verlegenheit auslösen kann, sogar bei Leuten, die alle Werke von Friedrich Dürrenmatt und Max Frisch gelesen haben.

Umgekehrt, vermute ich, dürften nur ganz wenige Schweizer wissen, dass die Europäische Union gleich vier Präsidenten hat: den Präsidenten der EU-Kommission, Barroso, den Präsidenten des EU-Parlaments, Schulz, den Ratspräsidenten, Van Rompuy, und eine rotierende Ratspräsidentschaft, die alle sechs Monate von einem EU-Land auf ein anderes übergeht. In der ersten Hälfte des Jahres 2013 war es Irland, derzeit ist es Litauen, vom 1. Januar 2014 an wird es Griechenland sein.

Genau genommen sind es sogar fünf Präsidenten, denn es gibt noch den Rat für Auswärtige Angelegenheiten, dessen Vorsitzender aber aus protokollarischen Gründen nicht Präsident, sondern «Hoher Vertreter der EU für Aussen- und Sicherheitspolitik» heisst. Seit dem 1. Dezember 2009 ist es die Britin Lady Catherine Ashton.

Zwar gibt es keine gemeinsame europäische Aussen- und Sicherheitspolitik, wie wir es soeben im Falle von Ägypten und Syrien gesehen haben, dafür gibt es aber einen Europäischen Auswärtigen Dienst (EAD), der 136 «Delegationen», das heisst Vertretungen beziehungsweise Botschaften, in aller Welt und bei internationalen Organisationen unterhält. Der EAD beschäftigt über 3600 Mitarbeiter, 1600 von ihnen «arbeiten» in der Brüsseler Zentrale, 2000 in den «Delegationen». Aber das ist noch nicht alles. Hinzu kommen noch etwa 4000 Angestellte in den Missionen der EU für ziviles und militärisches Krisenmanagement, von deren segensreicher Tätigkeit wir so wenig erfahren, dass wir uns kein endgültiges Urteil erlauben können. Wir wissen nur, dass der Unterhalt des EAD etwa eine halbe Milliarde Euro jährlich kostet.

Die Frage «Was machen die den ganzen Tag, wofür werden sie bezahlt?» stellt sich öfter. Der Präsident des Europäischen Parlaments, der deutsche Sozialdemokrat Martin Schulz (Monatseinkommen 24 874 Euro), «verkörpert das Parlament nach aussen und in seinen Beziehungen zu den übrigen Organen und Einrichtungen der Europäischen Union», wobei

er von nicht weniger als «14 Vizepräsidenten unterstützt» wird.

Dabei tagt das EU-Parlament nur achtzehnmal pro Jahr. Zwölf Plenartagungen finden in Strassburg, sechs in Brüssel statt. Deswegen haben der Präsident und seine vierzehn Stellvertreter reichlich Zeit, anderen Tätigkeiten nachzugehen. Martin Schulz zum Beispiel hat ein durchaus lesenswertes Buch über Europa geschrieben («Der gefesselte Riese»), in dem er zugibt, dass «ein Teil der selbsternannten europäischen Elite versagt hat», wobei er «Spekulanten» nennt, «die der Gier verfallen sind», dazu Banken und Unternehmen, denen es nicht um «langfristiges und nachhaltiges Wachstum geht, sondern um den schnellen und exorbitanten Gewinn», aber auch «Politiker, die vor allem auf den nächsten Wahltermin schielen und sich nicht um die Tragweite ihres Handelns kümmern» – also alle ausser Martin Schulz.

Die Schuldigen

Die eigentlichen Schuldigen an einem drohenden Zerfall Europas sind für Schulz nicht er und seinesgleichen, also die Berufseuropäer, die kläglich versagt haben, sondern «diejenigen, die es besser wissen müssten», die «schlecht und unwahr über die EU sprechen». Er nennt das ein «blame game», das «Schuldspiel». Und diejenigen, die sich daran beteiligen, haben nur ein Ziel: «Europa zu diffamieren, seine Institutionen lächerlich zu machen und seine Repräsentanten als Deppen darzustellen, um die nationalen Politiker möglichst gut aussehen zu lassen».

Es liegt, mal wieder, nicht an den schlechten Nachrichten, sondern an dem Boten, der sie überbringt.

Und einer dieser Boten bin ich. Ich habe es amtlich schwarz auf weiss bescheinigt bekommen, nicht von Martin Schulz persönlich, aber immerhin von einem seiner vierzehn Stellvertreter, dem CDU-Politiker Rainer Wieland aus Baden-Württemberg, der dem Europaparlament seit 1997 angehört.

Falls Sie seinen Namen noch nie gehört haben, machen Sie sich nichts daraus. Ich kenne ihn auch erst seit einer Woche. Rainer Wieland war einer der Ersten, die mein Buch «Die letzten Tage Europas – Wie wir eine gute Idee versenken» gelesen haben. Er hatte es schon durch, noch bevor die erste Rezension erschienen war. Ich hatte ihn «enttäuscht», so etwas Gemeines hatte er von mir nicht erwartet. Auf seiner Ab-

geordneten-Homepage und der Homepage der Europa-Union Deutschland, deren Vorsitzender er ist, warf er mir vor, ich würde «populäre Ressentiments gegen Europa» bedienen. Und noch mehr: «Da will jemand auf dem Rücken Europas Kasse machen.»

Ich glaube nicht, dass Rainer Wieland für ein «Gott vergelt's!» und eine Portion Schupfnudeln täglich arbeitet. Dass er auf einem Fahrrad zwischen seiner Heimatstadt Gerlingen bei Stuttgart und Brüssel beziehungsweise Strassburg hin- und herfährt. Dass er seine Anzüge in einem Secondhand-Laden der Heilsarmee kauft. Dass seine Kinder barfuss rumlaufen und seine Frau bei Nachbarn putzen muss, um die Familie zu ernähren. Ich nehme es ihm aber durchaus ab, dass er ein Idealist ist. Das heisst: Er hat es in seinem Beruf als Rechtsanwalt nicht weit gebracht, und deswegen beschloss er eines Tages, Politiker zu werden, Europapolitiker. So kann er auf einer ganz grossen Bühne eine zwar kleine, aber sichere Rolle spielen. Seit sechzehn Jahren gehört er dem Europaparlament an, dort ist er unter anderem Vorsitzender der Landesgruppe der CDU-Abgeordneten aus Baden-Württemberg im Europäischen Parlament und stellvertretendes Mitglied in der Delegation des Parlamentarischen Kooperationsausschuss EU–Moldawien. Mag sein, dass solche Ämter wichtiger sind, als sie klingen, für mich hört sich so was aber nach Beschäftigungstherapie an. Auf seiner Abgeordneten-Homepage kann man nachlesen, wie der Abgeordnete Wieland von einem Termin zum nächsten hetzt, bevor er nach getaner Arbeit «zu einem Abendessen mit Kollegen aufbricht», wobei «an erster Stelle der Austausch und die Diskussion mit den Kollegen» steht und «das Essen eher in den Hintergrund» rückt.

Was am Ende des Tages im Hintergrund bleibt, ist die Frage, wer die Zeche bezahlt. Für das Essen, die Diäten, die Spesen, die Pension des Abgeordneten, der selbst dann, wenn er im kommenden Jahr nicht wiedergewählt wird, für den Rest seiner Tage ausgesorgt hat. Das bin ich, der Steuerzahler, denn Rainer Wieland produziert nichts, er stellt nichts her, er erwirtschaftet keinen Mehrwert. Kurzum: Er macht Kasse auf meinem Rücken und demjenigen der anderen Steuerzahler, die ihn finanzieren.

Nicht dass ich dafür Dankbarkeit oder gar Demut erwarten würde, ich wäre schon zufrieden, wenn er sich dieser einfachen Tatsache bewusst wäre. Stattdessen aber wirft er mir vor,



Neuer europäischer Adel: EU-Politiker Van Rompuy, Barroso, Ashton.

ich würde «auf dem Rücken Europas Kasse machen». Das ist recht subtil formuliert, allerdings muss man, um den Satz richtig zu deuten, Sigmund Freud nicht gelesen haben. Weder dessen Schrift über die «Psychopathologie des Alltagslebens» noch die Abhandlung über «Das Ich und das Es».

Vorwärts in die Vergangenheit

Was Wieland meint, ist dies: Während er sich Europa von vorne in der Missionarshaltung nähert, vergreife ich mich an ihr heimtückisch a tergo. Und mache dabei noch Kasse. Mehr Ressentiments kann man in einem Satz nicht unterbringen.

Diese Art der Machtergreifung des Es über das Ich finde ich immer ebenso amüsant wie aufschlussreich. Wir haben es aber nicht mit einer Bewusstseinsstrübung zu tun; es ist das Bewusstsein in seiner klarsten und reinsten Form, das uns entgegentritt. Das Bewusstsein des neuen europäischen Adels, der im Begriff ist, sich Europa anzueignen, es in einen Selbstbedienungsladen für die Happy Few zu verwandeln. Das Bewusstsein auch einer neuen europäischen Funktionseélite, die sich aus dem Kleinbürgertum rekrutiert, das nun zum Subjekt der Geschichte wird. Wir sind über die Anfänge eines EU-Bolschewismus längst hinaus,

wir schreiten vorwärts in eine Vergangenheit, in der Kritik als Majestätsbeleidigung aufgefasst und gehandelt wurde. «Europakritiker» und «Europaskeptiker» sind die «Reaktionäre» und «Revisionisten» von heute, die nicht einsehen wollen, dass grosse Ideen immer mit Opfern verbunden sind. Freilich: Es ist immer das dumme Volk, das die Opfer erbringen soll, während die Visionäre Seifenblasen produzieren, an deren Schönheit sie sich berauschen. Ein vereintes Europa! Die Vereinigten Staaten von Europa als Gegengewicht zu den USA und China! Bundesrepublik Europa! Europa, der Garant des Friedens! Wie die Sowjetunion in ihren letzten Tagen lebt auch die EU davon, dass sie die Wirklichkeit in ihr Gegenteil verklärt. Die EU spaltet Europa, in Nord und Süd, in Arme und Reiche, in Gewinner und Verlierer, in Zocker und Abzocker.

Was anfangs, also zur Zeit von Adenauer und Schuman, eine gute und vernünftige Idee war, hat sich vollkommen verselbständigt, wie das Christentum in der Kirche und der Sozialismus in der Sowjetunion. Es geht nur noch darum, den Point of no Return zu erreichen, von dem ab ein Abbruch des Experiments teurer wäre als dessen Fortsetzung. Möglicherweise haben wir diesen Punkt bereits hinter uns. Das würde das Gerede von der Alternativlosigkeit erklären.

Es ist müssig, darüber zu räsonieren, wann und wo Europa entgleist ist. In Rom, Nizza, Maastricht oder Lissabon? Mit dem Übergang von der EWG zur EG? Beim Umzug aus der EG in die EU? Mit der Einführung des Euro? Oder erst mit dem Einsetzen der Finanzkrise 2008? Sicher ist nur: Auf diesem Projekt lastet der Fluch des Grössenwahns und der Inkompetenz. Diese Mischung wurde schon dem Luftschiff «Hindenburg» und dem Luxusliner «Titanic» zum Verhängnis – vom Misserfolg der Nazis, ein geeintes Europa zu schaffen, nicht zu reden.

Inzwischen gehören 28 Staaten der EU an. Sechs weitere kreisen in der Warteschleife. Das ist die eine Seite der Statistik. Die andere ist: Um das Jahr 1900 betrug der Anteil der Europäer an der Weltbevölkerung 24 Prozent. Seitdem ist er auf 10 Prozent gefallen. Rechnet man nur die Bevölkerung in den EU-Ländern, sind es etwas mehr als 7 Prozent.

Im Jahre 2000 fand ein Wettbewerb statt, an dem sich Schüler aus den damals 15 Staaten der EU beteiligten. Gesucht wurde ein Motto für Europa. «Einheit in Vielfalt» setzte sich durch, wurde dann aber leicht abgeändert: «In Vielfalt geeint».

Beim nächsten Wettbewerb könnte «Small is beautiful» das Rennen machen. ○

Das Chamäleon von Ostberlin

Die deutsche Bundeskanzlerin stand der kommunistischen DDR-Diktatur näher, als sie heute behauptet. Ihre frühe Karriere liefert das Bild eines elastischen Charakters: Angela Merkel vollführte bemerkenswerte ideologische Wendemanöver. *Von Ralf Georg Reuth*



Tochter des «roten Pastors»: Angela mit Jugendfreund, Ende der 1950er.



Musterschülerin beim Fasching: Angela (r.) mit Freundinnen, um 1965.



Banalisierung der Vergangenheit: Merkel (l.) mit FDJ-Kollegen, Anfang der 1980er Jahre.



Kurzes Glück: mit Ulrich Merkel, 1977.



Wendemanöver: mit DDR-Ministerpräsident de Maizière (r.).



Gönner auf Zeit: Merkel (3. v. l.) als Ministerin im Kabinett Kohl, 1991.

Die Deutschen schätzen Angela Merkel – und dies, obwohl sie gar nicht so recht wissen, wer sich eigentlich hinter ihrer Bundeskanzlerin verbirgt. Sie selbst hat einmal gesagt, dass man im Westen über 35 Jahre ihres Lebens kaum etwas wisse, und damit ihre Zeit in der DDR gemeint. Doch das stört die allerwenigsten. Für die Mehrheit der Bevölkerung ist die Bundeskanzlerin zur Verkörperung einer pragmatischen und einigermaßen erfolgreichen Politik geworden. Ihr Antreten gegen den Klimawandel, für die Euro-Rettung (koste sie, was sie wolle) und für die Energiewende erscheinen dieser Mehrheit als «alternativlos» – als Gebot einer vermeintlich höheren Vernunft.

Doch nicht nur damit punktet die CDU-Vorsitzende bei ihren Landsleuten. Auch ihre sonstige Politik scheint der Befindlichkeit der Mehrheit gerecht zu werden – einer Mehrheit, die nach den Bankenkrisen wegwill vom «kalten Kapitalismus» hin zu «mehr Menschlichkeit». Abgesehen von den vermeintlich «alternativlosen» Herausforderungen der Zukunft wollen diese harmoniesüchtigen und vom Gleichheitsgebot beseelten Deutschen, die mit der DDR-Diktatur längst ihren Frieden gemacht haben und alte antiamerikanische Neigungen pflegen, dass es im Grossen und Ganzen so weitergeht wie bisher, steht doch das Land besser da als die meisten anderen in Europa.

Keine Bewunderin der Marktwirtschaft

Henry Kissinger sagte einmal über Angela Merkel, sie sei «eine unterschätzte Leaderfigur» und «der perfekte Ausdruck ihrer Zeit». Doch wer die Worte des amerikanischen Friedensnobelpreisträgers dahingehend versteht, dass nur die Gegenwart die Kanzlerin leite, wer glaubt, sie sei wie ein Seismograf, der lediglich die Befindlichkeiten und Stimmungen der Deutschen aufnehme und in Politik umsetze, der täuscht sich. Denn die Politikerin Angela Merkel ist ganz offensichtlich weit mehr durch ihr erstes Leben im real existierenden Sozialismus geprägt als bislang angenommen. Und zwar nicht so, wie es der konservative Teil ihrer Anhängerschaft annimmt. Der glaubt nämlich immer noch der Selbstdarstellung der Bundeskanzlerin von der unter der SED-Herrschaft leidenden Wissenschaftlerin, die von früher Jugend an voller Bewunderung für die westdeutsche Marktwirtschaft gewesen sei und von der Überwindung der deutschen Teilung geträumt habe.

Schon beim Vater beginnt die von Angela Merkel um ihre Person in die Welt gesetzte Legende. Horst Kasner, der in ihrem Geburtsjahr 1954 – mitten im Kalten Krieg – von Hamburg in die DDR überwechselte, war alles andere als der liberale, weltoffene evangelische Geistliche, als der er dargestellt wird. Er gehörte vielmehr, wohl aus der Erfahrung von Nazidiktatur und Krieg, zu denjenigen lin-

ken Pfarrern, die im Sozialismus die bessere Gesellschaftsform sahen. Horst Kasner stellte sich daher bald nach seiner Übersiedlung ins Brandenburgische in den Dienst der SED-Kirchenpolitik, deren Ziel es war, die gesamtdeutsche evangelische Dachorganisation, die EKD, zu zerschlagen und einen den staatlichen Interessen unterworfenen DDR-eigenen Zusammenschluss zu schaffen. Aus den wenigen erhalten gebliebenen Dokumenten geht hervor, dass Angela Merkels Vater hierfür auch mit dem Ministerium für Staatssicherheit (MfS) kooperierte, auch wenn er sich nicht als Inoffizieller Mitarbeiter (IM) verpflichtete.

Als Tochter des «roten Pastors», wie sie den bald zum Leiter einer kirchlichen Ausbildungsstätte in Templin aufgestiegenen Kasner innerhalb der Kirche nannten, trat die Musterschülerin den «Jungen Pionieren» und danach der SED-Partei-Jugendorganisation FDJ (Freie Deutsche Jugend) bei. Eine Pfarrerstochter im Blauhemd war damals eher die Ausnahme, noch dazu eine, die sich hervortat und Führungsaufgaben übernahm. «Für hervorragende gesellschaftliche und schulische Leistungen» wurde sie nach der zehnten Klasse an der Polytechnischen Oberschule ausgezeichnet. Später, als sie Bundesministerin für Frauen und Jugend im ersten gesamtdeutschen Kabinett von Helmut Kohl ist, wird sie in einem Fernsehgespräch sagen: «Ich war gerne in der FDJ.»

In der FDJ war die Pfarrerstochter zuständig für «Agitation und Propaganda».

Nicht minder bemerkenswert ist die frühe Affinität der Pfarrerstochter zu allem Russischen. Inspiriert wurde sie dazu offenbar wiederum vom Vater, der der Sowjetunion, der Nation der Befreier vom Hitler-Faschismus, grosse Wertschätzung entgegenbrachte. Von dort erwartete der Kirchenmann angesichts mancher Enttäuschung über die schrankenlose Bürokratie im real existierenden DDR-Sozialismus den wahren gesellschaftlichen Fortschritt. In einem solchen Umfeld war es selbstverständlich, dass Angela Kasner die russische Sprache erlernte, die sie liebte, weil sie «so gefühlvoll» sei.

Noch heute schwärmen ihre Lehrer von ihrem Engagement, das sie aus der DDR-weiten Russisch-Olympiade als Siegerin hervorgehen liess. Und als solche durfte sie dann mit dem «Zug der Freundschaft» in die sowjetische Hauptstadt reisen. Das Erlebnis markierte den Anfang einer lang anhaltenden besonderen Beziehung zu dem Land, von der noch heute Besucher im Kanzleramt erfahren können, steht doch auf Angela Merkels Schreibtisch ein Bildnis der Zarin Katharina der Grossen.

Da sich der Vater, der zu den Mitbegründern der «Kirche-im-Sozialismus-Konzeption» gehörte, um den SED-Staat verdient gemacht hatte, und sich die Tochter durch ein tadelloses gesellschaftliches Engagement hervortat, durfte sie – anders als die allermeisten Pfarrerskinder – nach dem Abitur studieren. In die Fussstapfen Horst Kasners wollte sie nicht treten, denn mit der Theologie hatte sie wenig im Sinn. Sie entschied sich daher für das Fach Physik, für das ihr an der Leipziger Karl-Marx-Universität ein Studienplatz zugewiesen wurde. Wer es erst einmal bis dorthin geschafft hatte und durchhielt, dem war eine naturwissenschaftliche Karriere sicher, zumal dann, wenn er wie Angela Kasner wiederum Leitungsaufgaben in der FDJ übernahm.

Erstaunliche Erinnerungslücken

Während eines Studentenaustausches in Moskau lernte sie ihren späteren Mann Ulrich Merkel kennen. 1977 wurden die beiden in Templin getraut. Doch die Ehe hielt nicht lange. «Eines Tages packte sie ihre Sachen und zog aus unserer gemeinsamen Wohnung aus. Sie hatte das mit sich selbst ausgemacht», erinnert sich Ulrich Merkel an die Umstände der Trennung im Jahr 1981. Zu diesem Zeitpunkt hatte Angela Merkel, die den Namen ihres geschiedenen Mannes behielt, ihr Physikstudium mit einem Einser-Examen abgeschlossen und promovierte am Zentralinstitut für physikalische Chemie (ZIPC) der Akademie der Wissenschaften der DDR in Berlin-Adlershof.

Auch am ZIPC war die Pfarrerstochter in der Führung der FDJ aktiv, der man an der Akademie bis zum dreissigsten Lebensjahr angehörte. Gleich mehrere ehemalige Mitstreiter erinnern sich an eine engagierte Angela Merkel, die für «Agitation und Propaganda» zuständig war. Diese richtete sich zu Beginn der achtziger Jahre vor allem gegen die Nato-Nachrüstung, aber auch gegen die unabhängige polnische Gewerkschaft Solidarnosc. Die «Propagandistin», die ebenfalls der Betriebsgewerkschaftsleitung (BGL) ihres Instituts angehörte, machte sich selbst ein Bild der Lage beim östlichen Nachbarn und resümierte nach ihrer Rückkehr gegenüber einem Kollegen, sie stimme der Einschätzung der Sowjetunion zu, dass die Gefahr einer Untergrabung des Sozialismus in Polen bestehe.

Überhaupt war Angela Merkel als Mitarbeiterin des ZIPC viel unterwegs. Monatelang verweilte sie am Prager Heyrovsky-Institut, mit dem die Ostberliner Physiker eng kooperierten. Immer wieder führten sie dienstliche und auch private Reisen in die Sowjetunion. Aber auch in die Bundesrepublik durfte Angela Merkel fahren. So hielt sie sich zwei Mal an der Karlsruher Universität auf, wo ihr neuer Lebensgefährte, der Kollege vom ZIPC, Joachim Sauer, am Institut für Nanotechnologie

ein halbes Jahr lang forschte – Privilegien, die im Arbeiter-und-Bauern-Staat nur wenigen Wissenschaftlern zuteil wurden und ein besonderes Vertrauensverhältnis zur Staatsmacht voraussetzten. Hinzu kam, dass Auslandsaufenthalte beim «Klassenfeind» nicht ohne Beteiligung des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) abgewickelt werden konnten. Das MfS unterhielt hierfür eigens eine Abteilung an der Akademie der Wissenschaften.

Von all dem will Angela Merkel heute nichts mehr wissen. Ihre Reisen in die einstige BRD wurden von ihr im Nachhinein lange banalisiert, als Reise zur Hochzeit ihrer Cousine oder zum Geburtstag von Tante Emmi in Hamburg. Sauers insgesamt halbjähriger Forschungsaufenthalt wird zu einer ersten Westreise im Wendeherbste 1989 marginalisiert. Und was ihre politischen Aktivitäten in FDJ und BGL anlangt, so versucht die Bundeskanzlerin, diese durch bemerkenswerte Äusserungen ungeschehen zu machen. So behauptete sie in einem Interview-Buch, dass sie die Nato-Nachrüstung für richtig befunden habe genauso wie Reagans Rüstungspolitik. Und wenn es um ihre Tätigkeit als für «Agitation und Propaganda» zuständige FDJ-Funktionärin geht, kann sie sich nicht mehr erinnern, wohl aber daran, dass sie Kulturbeauftragte gewesen sei und als solche Theaterkarten besorgt habe. Jeder habe in der DDR einen Weg finden müssen, «einen Weg mit Kompromissen», sagt sie, hat damit sicher nicht unrecht, vernebelt aber eben auch einen Teil ihrer Identität.

Sie setzte früh auf Gorbatschow

Wenn es Angela Merkel bislang so gut gelungen ist, sich als systemferne Aussenseiterin im SED-Staat zu präsentieren, dann vor allem ihrer angeblichen Rolle in der Wendezeit wegen. Sie sei zwar keine Bürgerrechtlerin gewesen, aber im Zuge der friedlichen Revolution sei sie doch für Marktwirtschaft und für die Einheit eingetreten, heisst es. Doch beim genaueren Blick auf die Jahre 1989/90 stellen sich die Dinge anders dar: Angela Merkel trat nämlich zunächst für einen demokratischen Sozialismus in einer eigenständigen DDR ein. Keine Spur von Marktwirtschaft und Einheit! Diese Tatsachen wurden bislang nicht zuletzt deshalb verdeckt, weil die – einmal abgesehen vom Holocaust – immer geschichtsloser werdenden Deutschen wenig über die Wende wissen. So ist ihnen weithin unbekannt, dass diese zunächst eine vom Kreml nach Kräften unterstützte Operation von oben war – der Versuch der nach Moskau hin orientierten DDR-Eliten, das nachzuvollziehen, was Gorbatschow in der Sowjetunion mit Glasnost und Perestroika bereits in Gang gebracht hatte.

Angela Merkel, die 1986 promoviert wurde, gehörte zu diesen sowjetisch-orientierten Eliten, die früh auf Gorbatschow setzten. Ihre



Von der Entwicklung überrollt: IM Schnur.

exzellenten Russischkenntnisse halfen ihr, den zwischen Moskau und den Ostberliner Reformverweigerern um SED-Chef Erich Honecker heraufziehenden Konflikt in der sowjetischen Berichterstattung von Anfang an zu verfolgen. So war ihr bald klar, dass die Zeit der alten Männer im Ostberliner SED-Politbüro unwiderruflich zu Ende gehen würde.

Anders als während ihres Studiums, als sie den Theorien linker Intellektueller wie Bahro und Havemann wenig abgewinnen konnte, weil sie eben nur realitätsferne Theorien waren, wurde sie nun zu einer leidenschaftlichen Verfechterin der von der Vormacht propagier-

Mit Angela Merkel breitete sich in der CDU ein immer autoritärerer Führungsstil aus.

ten Reformpolitik. Denn wie hatten sie es doch schon in der Schule gelernt? «Von der Sowjetunion lernen heisst siegen lernen!» Der Diplom-Quantenchemiker und ehemalige IM des DDR-Staatssicherheitsdienstes, Michael Schindhelm, erinnerte sich, «dass die Kollegin aus dem Nachbarbüro jeden Tag zweimal ein Tablett mit türkisch gebrühtem Kaffee auf meinem Schreibtisch abstellte, wir diese Welt aus Computer-Listings, Lochkarten und Reviews beiseitelegten und uns mit den fantastischen Entwicklungen im Perestroika-Land beschäftigten».

Im September 1989, als Honecker bereits zunehmend isoliert war, erklärte Angela Merkel einem Bekannten ihres Vaters aus dem Westen klipp und klar: «Wenn wir die DDR reformieren, dann nicht im bundesrepublikanischen Sinne.» Im Oktober 1989, noch vor dem

Mauerfall, tauchte die Physikerin beim Demokratischen Aufbruch (DA) auf, einer jener neuentstandenen politischen Gruppierungen, die für den demokratischen Sozialismus eintraten. Während sie sich dort einzubringen begann, war ihr Vater, Horst Kasner, bereits in der Templiner Region zu einer Art Vorkämpfer der DDR-Perestroika geworden. Von einer anderen Gesellschaftsordnung als dem demokratischen Sozialismus wollte auch er, der bis zu seinem Tod 2011 das politische System der Bundesrepublik vehement ablehnte, nichts wissen. Vater und Tochter befanden sich damit wie der Grossteil der Angehörigen der neuen politischen Organisationen der Wende und der reformierten alten Blockparteien in einer Phalanx mit den Reformkommunisten aus der SED, mit Leuten wie Hans Modrow, Markus Wolf oder Gregor Gysi. Die heutige Partei «Die Linke», die unter anderem aus diesen Kräften hervorging, stellt sich dann auch ohne Wenn und Aber hinter die CDU-Kanzlerin, wenn es um deren DDR-Vergangenheit geht.

Zukunftsvisionen für den Sozialismus

Die Öffnung der Berliner Mauer ohne Absprache mit Moskau, mit der der Honecker-Zögling und -Nachfolger Egon Krenz seine rasch schwindende Macht retten wollte, zog dann eine Dynamik mit Richtung auf die Wiedervereinigung nach sich, die alle Vorstellungen übertraf. Erst jetzt wurde die Wende zur friedlichen Revolution des Volkes. Für das Konzept der DDR-Eliten für einen demokratischen Sozialismus blieb angesichts des millionenfach skandierten «Wir sind ein Volk» nun immer weniger Raum. Doch Angela Merkel wollte sich noch nicht vom demokratischen Sozialismus verabschieden: Linke Intellektuelle zeigten der Bevölkerung Ende November 1989 in dem Aufruf «Für unser Land» die Alternative auf, vor der sie stünde: entweder eine «solidarische Gesellschaft» auf dem Boden der DDR oder ein «Ausverkauf unserer materiellen und moralischen Werte». Die heutige Bundeskanzlerin reagierte darauf mit einem offenen Brief an die Schriftstellerin Christa Wolf, die den Aufruf verfasst hatte. Sie schrieb am 7. Dezember: «Wenn Sie noch an die Zukunft des Sozialismus glauben, dann wäre es notwendig gewesen, einen Entwurf für dessen Realisierung voranzustellen und nicht lediglich zu polemisieren. [...] Wir glauben, dass Sie diesem Land in der augenblicklichen Situation [...] keinen guten Dienst erwiesen haben.»

Dieselbe Angela Merkel, die im Dezember 1989 «gangbare Zukunftsvisionen» für den Sozialismus anmahnte und das Entweder-oder à la Wolf ablehnte, forderte nur ein paar Wochen später als Pressesprecherin des Demokratischen Aufbruchs vorbehaltlos Einheit und Marktwirtschaft in einem wiedervereinigten Deutschland. Was war geschehen? Die Mitarbeiterin des DA-Vorsitzenden und IM

des MfS, Wolfgang Schnur, war durch die politische Entwicklung überrollt worden. In Moskau hatte man nämlich inzwischen einsehen müssen, dass das Projekt Glasnost und Perestrojka für die DDR am Willen einer mutigen Bevölkerung gescheitert war und die DDR als sozialistischer Staat nicht mehr zu retten war. Man gab sie deshalb auf und machte den Weg zur Einheit Deutschlands frei. Angela Merkel sah sich zu Beginn des Jahres 1990 so vor die Alternative gestellt, in ihren Beruf als Physikerin zurückzukehren oder weiterzumachen und der neuen politischen Wirklichkeit Rechnung zu tragen. Sie entschied sich pragmatisch für Letzteres, was in ihrem alten reformkommunistischen Umfeld Verwunderung und Kopfschütteln hervorrief.

Der Zufall in Gestalt Lothar de Maizières sollte ihr bei ihrem Weg in die gesamtdeutsche Politik zu Hilfe kommen. Der Rechtsanwalt und Synodale, der vom MfS als IM geführt wurde, war im November 1989 von den Wandemachern zum neuen Vorsitzenden der Blockpartei CDU auserkoren worden. Im März 1990 wurde er überraschend zum DDR-Ministerpräsidenten gewählt. Für Lothar de Maizières, der wie Angela Merkel noch Ende 1989 für den demokratischen Sozialismus und für die deutsche Zweistaatlichkeit gestanden hatte, war die heutige Bundeskanzlerin keine Unbekannte, arbeiteten schon beider Väter in den

sechziger Jahren für die kirchenpolitischen Ziele des Arbeiter-und-Bauern-Staates. Er selbst kannte auch Horst Kasner aus der Arbeit in den Synoden. Der letzte DDR-Ministerpräsident war es dann, der Angela Merkel, die Pressesprecherin des bei den Volkskammerwahlen untergegangenen Demokratischen Aufbruchs, zu seiner stellvertretenden Regierungssprecherin machte. Später liess er ihr von seinem Staatssekretär Günther Krause ein Bundestagsmandat beschaffen. Nach der gewonnenen ersten gesamtdeutschen Bundestagswahl schlug de Maizières sie sogar dem Einheitskanzler Helmut Kohl als künftige Ministerin im ersten gesamtdeutschen Kabinett vor.

Ihre Gönner blieben auf der Strecke

Mit Angela Merkel und Lothar de Maizières kamen im Zuge der Vereinigung von Ost- und West-CDU Anfang Oktober 1990 die ehemaligen demokratischen Sozialisten und auch orthodoxe Altkader in die nunmehr gesamtdeutsche Partei. Für die CDU bedeutete dies genau wie für die anderen Westparteien, die mit Blockparteien oder den neugegründeten Organisationen der Wende fusionierten, eine nachhaltige Linksverschiebung. Doch auch in anderer Hinsicht ist die CDU ostdeutscher geworden: Seitdem Angela Merkel ihre Vorsitzende geworden ist, hat sich in der Partei ein

immer autoritärer Führungsstil ausgebreitet. Die politischen Köpfe der alten West-CDU bis hin zu ihrem Gönner und Förderer Helmut Kohl sind auf der Strecke geblieben. Stattdessen scharft sich ein Kollektiv von Opportunisten um die Vorsitzende. Angela Merkel ist die CDU. Und die CDU ist Angela Merkel – Angela Merkel, über die das einstige SED-Zentralorgan *Neues Deutschland* unlängst schrieb, sie sei die «erste sozialdemokratische Bundeskanzlerin seit Brandt».

Bei all dem scheint sich die Partei als Kanzlerinnen-Wahlverein, wie sie manche bezeichnen, auch noch wohl zu fühlen – so wie sich die Mehrheit der Deutschen mit der Bundeskanzlerin Angela Merkel wohl fühlt. Ihre Wiederwahl im kommenden September gilt daher als ziemlich sicher. Offenbar hat dies auch damit zu tun, dass der in den sechziger Jahren der alten Bundesrepublik gründende links-emanzipatorische Zeitgeist und die DDR-sozialisierte Politikerin sich auf eine besondere Art und Weise zu ergänzen scheinen.

Ralf Georg Reuth ist Mitglied der *Bild*-Chefredaktion und dort für Zeitgeschichte zuständig. Daneben ist der promovierte Historiker Autor zahlreicher Bücher zur Geschichte der ersten und der zweiten Diktatur in Deutschland.

CREDIT SUISSE



Erhöhen Sie Ihre Renditechancen. Und Ihre Zufriedenheit.

Unsere erfahrenen Spezialisten bieten Ihnen in Zusammenarbeit mit Ihrem Berater eine umfassende Anlageberatung.

Profitieren Sie langfristig von unserem exzellenten Service, von nachvollziehbaren Entscheidungsgrundlagen und einer vielfältigen Auswahl unabhängiger Anlagelösungen: Wir beraten Sie gerne persönlich.

credit-suisse.com/anlegen

Sozialdemokratin Merkel siegt

Von Thilo Sarrazin — Der deutsche Bundestagswahlkampf blieb auch im grossangekündigten TV-Duell überraschungsfrei. Nur noch eine Partei sorgt für etwas Spannung – die der Eurokritiker.



Drei Wochen vor der Bundestagswahl liegt eine grosse Ruhe über Deutschland. Nach der politischen Erinnerung des Autors, die bis in die fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts

zurückreicht, gab es eine ähnliche Stille und Gelassenheit zuletzt vor fünfzig Jahren: Konrad Adenauer verbrachte seine letzten Tage im Kanzleramt, sein designierter Nachfolger Ludwig Erhard stand für Wohlstand und Stabilität. Der Schock des Mauerbaus war verdaut, die Ho-Chi-Minh-Rufe der Achtundsechziger lagen noch im Schosse der Zukunft, und niemand hatte eine Ahnung von künftigen Öl- und Währungskrisen. Selbstzufrieden sonnte sich das Land im Glanze seines Wirtschaftswunders, und so ist es heute auch. Ludwig Erhard nannte damals die Miesmacher in den Medien «Uhus und Pinscher».

Heute gibt es diese Miesmacher ja gar nicht mehr, sondern alle – die Regierung, die Opposition und der Mainstream der Medien – huldigen derselben Staatsreligion und beten eine neue Heilige Dreifaltigkeit an:

- 1 — Europa und der Euro erlösen uns von dem nationalen Übel.
- 2 — Die Energiewende erlöst uns von der moralischen Schuld des Konsums.
- 3 — Die Einebnung aller Unterschiede – zwischen Männern und Frauen, zwischen Klugen und Dummen – erlöst uns von der Last der Ungleichheit.

Übel ergeht es den Abweichlern. Der Euro-skeptiker wird zum Europa-Gegner und damit zum Nationalisten, der Klimaskeptiker wird zum Klimaleugner, und wer Erkenntnisse der Evolutionsbiologie vertritt, wird zum Rassisten. So entsteht ein Klima der Konformität. Ludwig Erhards «formierte Gesellschaft» lässt grüssen, aber auf ganz andere Weise, als er sich das gedacht hat.

In dieser Konformität baden alle im Bundestag vertretenen Parteien, die Unterschiede zwischen ihnen muss man mit der Lupe suchen. Der Bürger ist es zufrieden, Politik rangiert in seinen Interessen weit hinten. Nach einer aktuellen Allensbach-Umfrage

haben sich in letzter Zeit 78 % der Menschen über das Wetter unterhalten, 57 % über ihre Gesundheit, 40 % über Sport, 35 % über Staus und Baustellen, 32 % über die Euro-Krise, 29 % über die Bundestagswahl und 22 % über die Sicherheit des Arbeitsplatzes.

Das ist das Porträt eines glücklichen Landes, und entsprechend schwer hat es Peer Steinbrück als Kanzlerkandidat. Sachliche Alternativen stehen ja kaum zu Wahl: Alle wollen die Euro-Rettung, alle wollen einen Mindestlohn, alle wollen ein flächendeckendes Angebot von Kita-Plätzen. So wirken Steinbrücks Versuche, sich von der Kanzlerin in inhaltlichen Fragen abzugrenzen, durchweg künstlich. Seine Aggressivität wirkt aufgesetzt, zumal erkennbar ist, dass er Angela Merkel eigentlich mag. Sie wiederum begegnet ihm mit einem unerschütterlichen, fast schon kränkenden Wohlwollen.

Das zeigte sich auch im Fernsehduell der beiden am 1. September, das zu einem grossen Medienereignis hochstilisiert worden war. Eine Rekord-Schbeteiligung soll es gegeben haben. Was blieb dem Wahlvolk auch anderes übrig, wenn der «Tator» ausfiel und vier grosse Sender gleichzeitig das Duell übertrugen?

Steinbrücks Angriffslust lief ins Leere, weil er nicht so recht klarmachen konnte, worüber



Potential: Die «Alternative für Deutschland».

er sich eigentlich aufregte, wenn er doch das selbe wollte. Angela Merkel wiederum konnte die Gelassenheit des Amtsinhabers ausstrahlen, beging aber nicht den Fehler, jemals selbstgefällig oder selbstgerecht zu wirken.

Die Journalisten fragten artig, über Einwanderung oder die stark anschwellende Zahl der Asylbewerber wurde gar nicht gesprochen, auch die Demografie spielte keine Rolle. Zur Euro-Rettung gab es keine aufs Grundsätzliche zielenden Fragen. Pflichtgemäss verteidigte Steinbrück die Pläne seiner Partei für Steuererhöhungen und machte damit Wahlkampf für CDU und FDP. Ein einziger wirklicher Fehler unterlief ihm, als er sich durch Fragen der Journalisten in die Ankündigung treiben liess, an den Beamtenpensionen müsse gekürzt werden. Da haben rund drei Millionen aktive Beamte und Pensionäre bestimmt genau hingehört, und Angela Merkel wies gleich im Anschluss auf die vielen schlecht-bezahlten Polizisten und Feuerwehrmänner im Beamtenstatus hin. Das kann noch wichtig werden, wenn man bedenkt, dass Bundestagswahlen schon durch wenige tausend Stimmen entschieden wurden.

Es ist wohl richtig, dass Wahlkämpfe noch nie Veranstaltungen waren, die der Wahrheitsfindung dienen. Sie sollen den Menschen die Möglichkeit geben, über grobe politische Grundrichtungen zu entscheiden, und sie sollen ihnen ein Bild der zur Wahl stehenden Persönlichkeiten vermitteln. Da hatten weder Peer Steinbrück noch Angela Merkel Überraschungen zu liefern.

Die hauptsächliche Ungewissheit ergibt sich aus der Wahlbeteiligung. Hier hat die SPD das grössere Problem. Die tatsächliche Politik von Angela Merkel ist bereits sozialdemokratischer als jene von Gerhard Schröder, und der Wirtschaft geht es gut. Was soll sich da durch einen Kanzlerwechsel für SPD-geneigte Wähler ändern? Sie können also guten Gewissens zu Hause bleiben.

Die andere Ungewissheit ergibt sich aus der im April gegründeten eurokritischen Partei AfD (Alternative für Deutschland). In den Umfragen liegt sie bei drei Prozent, aber die Umfragen zeigen auch ein Potenzial von bis zu acht Prozent. Wenn die AfD fünf Prozent oder mehr erreicht, wäre dies eine Überraschung. Es wäre aber auch ein Zeichen, dass das Meinungsklima in Deutschland die Äusserung von Ansichten jenseits des Mainstreams nicht begünstigt. Umgekehrt gilt: Schneidet die AfD ab wie prognostiziert, dann dürfen sich die Euro-Retter bestätigt fühlen. Es gibt dann keine wesentliche Opposition mehr zu einer Politik, die im Ergebnis Deutschland zum Zahlmeister Europas macht.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über den deutschen Wahlkampf.



11. Juli 1979

Assad im Härtetest

Weder das Massaker von Aleppo noch der Luftkampf mit Israel haben die Führung Syriens verunsichert. Unerbittlich geht Damaskus gegen Opponenten vor. Das Regime zeigt eine erstaunliche Fähigkeit, mit inneren Gegensätzen zu leben. *Von Erich Gysling*

Damaskus. – Minister Ahmed Iskandar Ahmed, zuständig für das Informationswesen der syrischen Regierung, ist nicht aus seiner überlegenen, eleganten Ruhe zu bringen. Niemand bestreite, dass sein Land gegenwärtig gewisse Probleme habe, erklärt er im Gespräch mit dem Korrespondenten der *Weltwoche*, doch der unbefangene Beobachter solle sich doch einmal Gedanken darüber machen, wer es denn sei, der ein Interesse an solchen Problemen habe: die Ägypter und die Israelis. Sie seien es gewesen, die in Aleppo die Moslem-Bruderschaft für ihre Ziele eingespannt und damit jenes Massaker ausgelöst hätten, das 33 Todesopfer und über 50 Verletzte unter den syrischen Militärkadetten fordern sollte.

Der Minister nimmt einen langen Zug aus der Havanna-Zigarre und fährt dann ebenso gelassen fort: «Jahrelang haben wir das Treiben der Moslem-Bruderschaft geduldet, ungeachtet der Tatsache, dass diese fanatische, subversive Vereinigung in Syrien illegal ist; jetzt werden wir die Bruderschaft liquidieren.» Die Fragen, ob die korrekte Übersetzung des arabischen Wortes tatsächlich «liquidieren» heissen soll und ob es zutrefte, dass in der Vorwoche 15 Moslembrüder gehängt und weitere 200 verhaftet worden seien, bejaht Minister Iskandar Ahmed kühl.

In Syrien herrscht auch nach dem Aleppo-Massaker und dem verhängnisvollen Kräfte-messen mit der israelischen Luftwaffe (alle fünf syrischen MiG-21 wurden bei diesem Rencontre abgeschossen) eine gelassene politische Atmosphäre. Das Regime Präsident Assads scheint sich sicher zu fühlen. Gestützt auf die alauwitische Minderheit, hält es die Opposition in Grenzen, bemüht sich aber gleichzeitig darum, die sunnitische Bevölkerungsmehrheit zufriedenzustellen.

Dabei sind die Widrigkeiten für das Regime alles andere als gering. Ein Ende der kostspieligen 22 000-Mann-Expedition im Libanon ist nicht abzusehen, denn das Zedernland ist noch immer ein Pulverfass. Militärexperten in Damaskus sind allerdings der Ansicht, dass sich die Schlagkraft der syrischen Armee seit dem Krieg von 1973 kaum verbessert habe und dass Präsident Assad sich schon aus diesem Grunde davor hütet, in eine grössere militärische Auseinandersetzung hineinzuschlittern. Die Sowjetunion, Syriens wichtigster Waffen-

lieferant, beschränkt sich zurzeit darauf, die anfallenden Verluste auszugleichen.

Auch die Aussöhnung mit dem Erzrivalen von einst, mit dem Irak, ändert nichts Grundlegendes an der Interessenlage der Damaszenner Führung. Von einer Union sind die beiden Länder, die zwei Jahre zuvor knapp vor einem Krieg standen, nach wie vor weit entfernt. Die bisher erreichten Fortschritte beschränken sich auf die Öffnung der Grenzen, die Wiederaufnahme der irakischen Öltransporte durch die Syrien-Pipeline und auf die Herstellung



Unerschütterlich: Präsident Assad, um 1970.

mehr oder weniger informeller Kontakte auf Ministerebene. Immerhin dürfte die Entspannung mit dem Irak auch die syrische Finanzlage etwas verbessern.

Dieses Land mit seinen acht Millionen Menschen besteht, das merkt man auf Schritt und Tritt, voller Widersprüche. Ökonomisch geht es den Syrern leidlich gut. Die Inflation konnte auf rund 10 Prozent gedrückt werden, die Liberalisierung der Wirtschaftspolitik eröffnet in- und ausländischen Investoren ansehnliche Möglichkeiten. Sozialistisches Credo der Baath-Führung hin oder her,

Syrien ist auf dem besten Wege, seine Strukturen der privaten Initiative wieder zu öffnen.

Aber all das ändert nichts daran, dass dieses Land zu einem guten Teil von ausländischen Zuwendungen und Krediten lebt. 3 Milliarden Dollar Kapitalhilfe spendeten in den letzten Jahren die arabischen Staaten, weitere 1,85 Milliarden wurden am letzten Gipfel in Bagdad versprochen: 710 Millionen kamen aus westlichen Ländern, 1,3 Milliarden aus Osteuropa. Die Weltbank stellte 274 Millionen Dollar zur Verfügung, die Europäische Gemeinschaft 60 Millionen Rechnungseinheiten als konstruktives Resultat des euro-arabischen Dialogs. Arabische Regimes und westliche Regierungen sind sich offensichtlich in einem wesentlichen Punkt einig: Die Stabilität Syriens ist ihren Preis wert, denn von Syrien hängt es weitgehend ab, ob der Konfliktstoff im Nahen Osten einigermaßen unter Kontrolle gehalten werden kann. Damaskus kann auch einen beschwichtigenden Einfluss auf die Palästinenser ausüben und deren Aktivitäten innerhalb jener schwer fassbaren Grenzen halten, die eine latente Spannungssituation von einem offenen Konflikt mit Israel trennen.

Fast ein Jahrzehnt lang ist es den syrischen Baathisten gelungen, die Zügel fest in der Hand zu halten. Weder der 1973er Krieg noch der Friedensvertrag zwischen Ägypten und Israel haben Assads System erschüttern können. All das wirkt umso erstaunlicher, als Syrien noch in den sechziger Jahren ein Synonym für politische Instabilität gewesen ist, innerlich zerrissen durch eine krankhafte Anfälligkeit für Staatsstreich und zeitweise so labil, dass die Anlehnung an andere arabische Führungen die einzige Alternative gegenüber der Gefahr inneren Zerfalls war. Der Aufstieg und die Konsolidierung der Baathisten hat die alte Labilität dauerhafter als erwartet behoben – vielleicht, weil es ihnen gelungen ist, eine unterschwellig vorhandene Neigung der Bevölkerung zum Radikalismus sowohl mit Härte als auch mit Flexibilität abzufangen.

Erich Gysling war zwischen 1972 und 1982 Redaktor bei der *Weltwoche*. Danach kehrte der Nahost-Spezialist zum Schweizer Fernsehen zurück. Gysling gehörte 1968 zu den Mitbegründern des TV-Magazins «Rundschau».



«Der Wechsel wird dir guttun»: Popstar Madonna, 55.

Lizenz zum Toben

Niemand mag laut darüber reden. Dabei bringen die verteuflten Wechseljahre für Frauen mittleren Alters grossartige Freiheiten. *Von Kathy Lette*

Die Menopause war immer ein Mysterium. Nun behauptet eine neue Studie, sie werde durch Männer verursacht. Offensichtlich entwickelte sich der Verlust an Fruchtbarkeit bei Frauen mittleren Alters, weil Männer lieber mit jüngeren Frauen schlafen. Professor Rama Singh von der McMaster University in Kanada sagt, mit der Menopause habe die Evolution ganz einfach zur Kenntnis genommen, dass ältere Frauen nicht mehr in der Lage sein müssen, Kinder zu bekommen, weil die Männer aufhören, mit ihnen zu schlafen. Die Vorliebe von Generationen von Männern für jüngere Frauen – Professor Singh nennt es «bevorzugte Begattung» – ist also schuld daran, dass unsere Eierstöcke ein Verfallsdatum haben.

Vielen Dank, meine Herren. Danke für die Schlaflosigkeit, die Stimmungsschwankungen und das ansteigende Risiko, eine Herzkrankheit oder brüchige Knochen zu bekommen. Danke, dass ich mich wieder wie ein hormone-

beutelter Teenager fühle, nur mit dem Unterschied, dass ich jetzt statt Pickeln Falten habe. Und das Schlimmste ist, dass ich die ganze Plage schweigend durchstehen muss. Die Menopause war immer ein beschämendes Geheimnis. Ich erinnere mich, wie meine Mutter und ihre Freundinnen in der Küche zusammassens wie in einem Hexenzirkel, in Strickjacken finster über «den Wechsel» sprachen und sich immer wieder nervös umsahen, als ob sie die Ankunft eines Racheengels befürchteten. Die Menopause schien etwas ähnlich Fürchterliches wie Diphtherie oder Denguefieber.

Sie können sich also meine Panik vorstellen, als ich vor etwa einem Jahr begann, meinen eigenen Temperatursturm zu fühlen. Ich war 53 und begann plötzlich, so grausam zu schwitzen, als werde ich von der Gestapo verhört. Natürlich sind Wallungen ziemlich praktisch, wenn sie mit einem englischen Winter zusammenfallen. Es ist, als habe man seine

eigene, tragbare Heizung. Weniger angenehm ist es, wenn sie einen während der Stosszeit in der Untergrundbahn überfallen. Ich habe den ganzen Winter lang die Fenster aufgerissen. Der Rest meiner Familie erlitt Frostbeulen an den Fingern und musste regelmässig wegen Unterkühlung ins Krankenhaus.

Eines ist sicher. Gott ist ganz eindeutig ein Mann. Menstruationskrämpfe, Geburten, Brustentzündungen beim Stillen, Menopause. Und was passiert, wenn endlich alles ruhig wird? Dann bekommen wir einen Bart. Und nur eines ist noch schlimmer als Wallungen: ein Kinn mit Wildwuchs wie ein Nationalpark.

Als ich begann, den Teller mit meinem Nachtessen auf meiner Stirn aufzuwärmen, während ich mein Gesichtshaar zu einem Makrameekörbchen knüpfte, wusste ich, dass drastische Massnahmen notwendig waren. Aber welche? Hormonpflaster? Synthetische Steroide? Traubensilberkerze-Wurzeln und andere Heilpflan-



Hormonersatztherapie ist eine verbreitete Lösung. Ich kaufte einige Pflaster und klebte sie auf meinen Rumpf. Was mich etwas verstörte, war die Tatsache, dass dieser Hormonersatz aus dem Urin von Stuten stammt. Würde ich mit dem Fuss zu scharren beginnen und meine Mähne im Wind schütteln? Würde ich, wenn jemand mich etwas fragte, nur den Kopf von oben nach unten oder von rechts nach links bewegen und etwas von mir geben wie «Yihaah» oder «Nohh»?

Aufregendste Phase des Lebens

Eine Alternative ist das tägliche Einsalben von Östrogen-Gel. Wenn man die Innenseite der Oberschenkel damit einreibt, gelangt das Hormon in den Blutkreislauf, ohne die Leber zu belasten. Aber Vorsicht ist angebracht. Eine meiner Freundinnen wunderte sich, dass ihr Mann, ein ziemlicher Macho, sich plötzlich für Frauenfilme interessierte, zu Tränen gerührt war über Werbung mit kleinen Hunden und begann, sich für Vorhangstoffe und Bettwäsche zu interessieren. Eine kleine Recherche ergab, dass ihr Freund sehr zärtlichkeitsfreudig ist. Offenbar hatte er die Innenseite ihrer Schenkel zu oft geküsst, kaum hatte sie das Gel eingerieben – und bekam dadurch viel Östrogen ab. Natürlich wechselte sie sofort zu Hormonersatzpflastern. Jetzt ist er wieder der T-Shirt-Träger, der vor dem Fernseher Grunzlaute von sich gibt.

Ein Punkt, in dem sich alle Experten einig sind, ist der, dass Stress zu Wallungen führen kann. Ebenso Kaffee, Alkohol, Schokolade und andere Süßigkeiten. Was taugt ein Leben ohne all das? Eine Woche lang verzichtete ich. Aber der Gedanke an ein Leben ohne Espresso, Gin Tonic und Schokoladebiscuits war so stressig, dass ich in Wallung geriet.

Aber wissen Sie, was mein grösster Menopausenschock war? Die positiven Nebeneffekte. Es gibt einen Test, bei dem man nicht lügen kann: den Schwangerschaftstest. Es macht unglaublich Freude, zu wissen, dass man nie mehr wird voller Angst in die Apotheke gehen müssen, um seinen Urin testen zu

lassen oder eine Pille für den Morgen zu kaufen. Und nie mehr wird man in der Tiefe der Tasche nach einem flusenbesetzten Not-tampon graben müssen oder einen Raum rückwärts verlassen, weil vielleicht ein peinlicher Fleck auf die Kleidung durchgedrückt hat.

Aber das Beste an den Wechseljahren ist, dass Frauen sich schlecht benehmen dürfen. Jahre lang hat man überreizte Teenager besänftigt, wenn sie Akne oder ein gebrochenes Herz hatten. Man hat den tobenden Mann beruhigt, wenn die Heizungsrechnungen kamen oder eine Delle an seinem Auto war. Jetzt geht die Familie auf Zehenspitzen, und zwar meinetwegen. In der Menopause darf man seine innere Megäre wüten lassen. Heute verfluche ich mit erhobener Faust jeden Geländewagen, der mit dröhnenden Bässen vorbeirast. Ich mache gegenüber berühmten Romanautoren vernichtend sarkastische Bemerkungen über ihre Ghostwriter. Und ich habe nicht einen Funken von schlechtem Gewissen, wenn ich mit meinen Freundinnen verreise. Warum soll ich Wallungen haben, wenn ich stattdessen heisse Ferien in den Tropen machen kann? Ich bin egoistisch, eigensinnig und mürrisch. Kurzum, in der Menopause benimmt man sich wie ein Mann. Nie war der Satz «Der Wechsel wird dir guttun» angebrachter.

Wenn Sie weitere Inspirationen brauchen, denken Sie einfach an die berühmtesten Frauen der Welt: Hillary Clinton, Angela Merkel, Christine Lagarde, Janet Napolitano, Sonia Gandhi, Dilma Rousseff, Madonna, Judi Dench, Madonna – alle in der Post-Menopause? Und wie!

Ich fühle, dass es die aufregendste Phase meines Lebens wird – sobald diese verfluchten Wallungen aufhören.

Und noch etwas, meine Herren: Nach Professor Singhs Behauptung würde das männliche Geschlecht nach fünfzig seine Fruchtbarkeit verlieren, wenn es den Frauen in den Sinn käme, für die Begattung jüngere Männer vorzuziehen. Das wäre eine hübsche Rache: Das Wort «men» in die Menopause zu pflanzen.

Aus dem Englischen von **Beatrice Schlag**

zen? Ein junger Lover? In die Arktis auswandern? Ich fragte meine Freundinnen.

Manche schwören auf Naturheilmittel. Darf ich Ihnen nach monatelangem Schlucken von «natürlichen» Pillen aus Deutschland, den Niederlanden und Skandinavien einen Rat geben? Spenden Sie das Geld stattdessen einem Ihrer bevorzugten Hilfswerke und verbessern Sie die Welt. Denn der Versuch, mit Kräutern einen hormonalen Aufstand zu besiegen, ist so aussichtsreich, wie Dschingis Khan mit einem Sackmesser zu bekämpfen.

HIGHLIGHTS DER WOCHE

2011
Cincuenta y Cinco - Bodega Chacra
CHF 42.10

2010
Treinta y Dos - Bodega Chacra
CHF 70.20

2011
Le Difese - Tenuta San Guido
CHF 19.45

2010
Guidalberto - Tenuta San Guido
CHF 28.10

2010
Sassicaia - Tenuta San Guido
CHF 135.00

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten.
Franko Melano, Transport nicht im Preis enthalten.

DIE WEINE DER FAMILIE SASSICAIA



2010
BARROA
AGRICOLA PUNICA
(SARDINIEN - ITALIEN)
CHF 28.10



2011
MONTESSU
AGRICOLA PUNICA
(SARDINIEN - ITALIEN)
CHF 16.20



2011
BARDA PINOT NOIR
BODEGA CHACRA
(PATAGONIEN - ARGENTINIEN)
CHF 20.50



ARVI
THE SWISS BANK OF
FINE AND RARE WINES

ARVISA
Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T 091 649 68 88
F 091 648 33 75
info@arvi.ch
WWW.ARVI.CH

«Ich war nicht besonders cool»

Mit dem Roman «Die Vermessung der Welt» gelang Daniel Kehlmann eine literarische Sensation. Jetzt erscheint sein neues Buch «F». Im Gespräch nennt der 38-Jährige die prägenden Figuren in seinem Leben, blickt auf seine Schulzeit zurück und erklärt den Gehalt von Zombie-Filmen. *Von Sven Michaelson*

Herr Kehlmann, welches Buch sollten Frauen lesen, um Männer verstehen zu lernen?

«Krieg und Frieden». Der Titel erklärt alles.

Welches Buch bereitet einen Jugendlichen am besten aufs Erwachsensein vor?

«Krieg und Frieden» und die Novelle «Die Schattenlinie» von Joseph Conrad.

Wenn Sie eine Romanfigur treffen könnten: Welche?

Pierre Besuchow aus «Krieg und Frieden», den vielleicht sympathischsten Helden der Weltliteratur.

In welchem Roman würden Sie gern als Figur auftreten?

Lieber in einem zweitklassigen idyllischen Kitschroman, denn in literarisch bedeutenden Büchern geht es den Figuren meistens nicht so gut.

Welches Buch hat Sie zuletzt zum Lachen gebracht?

Mein *all-time favourite* ist «Ein Bär will nach oben» von William Kotzwinkle. So viel gelacht habe ich bei keinem anderen Buch. Fast süchtig bin ich auch nach den wirklich sehr lustigen Kurzgeschichten von Simon Rich im *New Yorker*.

Ist es Ihnen gelungen, die ganze Bibel zu lesen?

Nein, leider.

Warum liest man spätestens ab fünfzig statt Romanen lieber Sachbücher und Biografien?

Die romantisch-schwärmerische Seite in einem wird schwächer, während das Interesse an der Welt selbst wächst. Man möchte die Dinge verstehen lernen, statt sich auf erfundene Geschichten einzulassen. Grundsätzlich finde ich das nicht schlimm. Obwohl ich noch nicht mal vierzig bin, wächst auch bei mir das Interesse an guten Sachbüchern.

Ein guter Roman ist ein Spiegel. Hat man das eigene Bild irgendwann über?

Das kann sein. C. G. Jung sagt, im Idealfall hat man ungefähr mit vierzig ein Bild von sich selbst. Wenn dieses Bild sich auch noch einigermaßen mit der Realität deckt, interessieren einen eben jetzt die Dinge der Aussenwelt manchmal mehr als das eigene Seelenleben.

Was können Sie sich leichter merken: Menschen oder Zitate?

Zitate, fürchte ich. Ich habe das Glück, ein sehr gutes Gedächtnis zu haben für Dinge,

die ich gelesen habe. Namen und Gesichter merke ich mir furchtbar schlecht.

Bei keinem anderen Autor der deutschen Gegenwartsliteratur wird so viel und so drastisch gestorben wie bei Ihnen. Wie erklären Sie das?

Ja, das überrascht mich selbst immer wieder. Es ist aber nicht gut für einen Autor, wenn er zu viel über sich weiss. Deshalb versuche ich nicht, das zu analysieren.

In Ihrem neuen Roman «F» wird einer der Helden von Jugendlichen zusammengetreten und mit einem Butterflymesser aufgeschlitzt. Sterbend schleppt er sich in seine Wohnung und verwest dort. Empfinden Sie Lust, wenn Sie Ihre Figuren niedermetzeln?

Nein, im Gegenteil. Der Tod dieser Figur hat mich mitgenommen. In der Zeit, als ich diese Passage geschrieben habe, war ich sehr bedrückt. Ich wollte ja gerade die Plötzlichkeit und Sinnlosigkeit ausdrücken, mit denen das Verhängnis kommen kann. Georg Büchner hätte ohne weiteres 80 Jahre alt werden und die deutsche Literatur für immer verändern können. Es gibt keine innere Logik darin, dass er mit 23 gestorben ist – und das gilt für alle Menschen.

Kennen Sie beim Schreiben des ersten Satzes das Ende des Romans?

Bei «F» nicht. Ich wollte mich davon überraschen lassen, wohin mich die Figuren führen. Ich habe das Manuskript dann immer wieder überarbeitet, damit die Komposition funktioniert. Von einigen Romanteilen gibt es vier oder fünf vollständige Fassungen.

Wie sind Sie beim Schreiben?

Ich weiss es nicht. Es ist ein konzentrierter Zustand, der keine Erinnerungen produziert. Vermutlich sitze ich einfach da und schreibe. Wäre es spektakulärer, würde ich mich erinnern.

Was ist Ihr Tagespensum?

Ich schreibe seit einiger Zeit immer in unlinierte Moleskine-Schulhefte. Nach drei, vier Seiten denke ich: «Jetzt ist es dann auch mal wieder gut für heute.» Es ist schön, aufzuhören, wenn man noch weitermachen könnte. Dann hat man das Gefühl, man kann am nächsten Tage den Faden wieder aufnehmen. Wenn ich dann doch mal sieben, acht Stunden schreibe, merke ich, dass ich die Qualität nicht halten kann.

David Foster Wallace spürte beim Schreiben eine «fast genitale Befriedigung». Geht es Ihnen ähnlich?

Nein. Kant spricht davon, dass beim Aufnehmen von Kunst die Gemütskräfte in Einklang sind. So ist es auch beim Produzieren. Wenn mir das Schreiben gelingt, fühle ich mich auf merkwürdig schöne Art in Balance mit mir selbst. Das ist wirklich eine tiefe seelische Erfüllung. Diese Momente hat man natürlich nicht jeden Tag und auch nicht jede Woche. Die erste Fassung zu schreiben, ist mühsame, harte Arbeit. Überarbeiten macht mehr Freude, weil man das Gefühl hat, es wird besser und besser.

Lachen Sie beim Schreiben?

In «F» gibt es einen stark übergewichtigen Priester, der nicht an Gott glaubt und beim Abnehmen der Beichte heimlich Kokoschokolade isst. Er ist kein bössartiger Lügner, sondern einfach jemand, der gedacht hat: «Das wird schon noch klappen mit dem Glauben.» Es klappt aber leider nicht, und er muss sich nun ständig verstellen. Die Figur hat mir Freude gemacht. Bei einigen Szenen habe ich gelacht, das gebe ich zu.

Wie viele Liegestütze schaffen Sie?

Ungefähr 35. Ich weiss nicht, ob das viel oder wenig ist.

Ist beim Schreiben Ihr Computer an?

Man kann gar nicht offline genug sein beim Schreiben. Sonst klickt man bei der ersten Schwierigkeit auf News und guckt, was so alles in der Welt passiert ist. Aus diesem Grund schreibe ich seit ein paar Jahren wieder mit der Hand. Jonathan Franzen zum Beispiel liess sogar seinen Arbeitslaptop von einem Techniker so manipulieren, dass man damit überhaupt nicht mehr ins Internet kommt.

Peter Handke schreibt mit Bleistiften, deren Stummel er, nach Büchern sortiert, aufbewahrt. Haben Sie eine ähnliche Marotte?

Gott sei Dank nicht. Aber ich verwende seit meinem ersten Roman denselben Montblanc-Meisterstück-Füller. Das wäre tatsächlich von allen Dingen, die ich besitze, jenes, über dessen Verlust ich mich am meisten aufregen würde – und zwar nicht nur aus Sentimentalität. Die Goldspitze ist so gut auf meine Handhaltung eingeschrieben, dass im Vergleich dazu jede andere Feder kratzt. Das wäre wirklich furchtbar, wenn ich diesen Füller verlieren würde.

Würde ein Schriftsteller, der seinem Geschmack folgt, seine eigenen Bücher lesen?

Wenn er sie nicht geschrieben hätte, ja. Aber er hat sie nun mal geschrieben, also wozu soll



«Kann es sein, dass Schopenhauer in allem recht hat?»: Bestseller-Autor Kehlmann.

er sie lesen? Idealerweise sollte ein Schriftsteller aber doch genau die Bücher schreiben, die er am liebsten gerne lesen würde. Viele Autoren tun das nicht, und da liegt gewissermassen ihr Problem. Mir empfiehlt Amazon übrigens regelmässig meine eigenen Romane. Zuerst fand ich das seltsam, aber dann dachte ich, eigentlich zeigt mir ja hier der Algorithmus, dass ich etwas richtig mache: Leute, die das Gleiche lesen wie ich, lesen auch meine Bücher.

Stimmt es, dass Sie versuchen, Ihre Gegenwart von der Zukunft her zu betrachten, um sich so die Gewöhnlichkeit Ihres Blicks abzugewöhnen?

Ich glaube, dass man das kultivieren sollte, denn sonst hält man die Gegenwart in ihrer Zufälligkeit für den Normalzustand. Ein ganz banales Beispiel: Es gibt diese Fernsehshows, wo Einspielfilme zeigen, wie die prominenten Gäste vor dreissig Jahren aussahen. Dann heisst es immer: «Um Gottes willen, diese Frisur! Und dieser unmögliche Anzug!» Ich denke dann immer: «In dreissig Jahren, lieber prominenter Gast, wirst du das Gleiche über deinen heutigen Anzug sagen.» Das ist genau der Schritt, den man viel zu selten macht. Was gerade als ganz normal gilt, ist reine Willkür. Ein anderes Beispiel: Hotellobbys sehen heute oft so aus wie die Dekoration in vierzig Jahre alten Science-Fiction-Filmen. Wir bewegen uns durch unwirklich futuristische Interieurs und finden das normal. Es ist immer lohnend, einen Schritt zurück zu machen und die Dinge zu betrachten wie jemand aus der entfernten Vergangenheit.

Sie haben mit sechzehn in Ihrer Freizeit Schopenhauer gelesen. Halten Sie das für normal?

Mit sechzehn kann man durchaus Schopenhauer lesen, das ist nicht so selten. Vielleicht hat es mir geschadet, aber es war ein lebensveränderndes Erlebnis. Deswegen habe ich später Philosophie studiert. Schopenhauer ist der Literarischste unter den grossen Philosophen. Philosophieprofessoren hören so eine Überlegung nicht gern, aber ich habe heute noch Momente, wo ich mich frage, ob es sein kann, dass Schopenhauer in allem recht hat. Für ihn ist die Welt, wie wir sie wahrnehmen, Einbildung und Illusion, ein grosser Traum. Mein neuer Roman hat auch viel mit Schopenhauers Aufsatz über die scheinbare Absichtlichkeit im Leben des Einzelnen zu tun. Schopenhauer stellt da die Frage, ob wir unser Leben komponieren oder ob es uns nur passiert. Er kommt zu der Antwort, mit unserem Leben sei es wie in unseren Träumen. Dort passieren uns Angst machende Dinge, die wir absolut nicht erleben wollen. Und doch kommt alles, was uns im Traum zustösst, letztlich von uns selber, denn wir träumen

es ja, es kommt aus uns, wir erfinden es. So, sagt er, sei es auch im Leben. Alles, was uns zustösst, habe innere Logik, bestimmt nicht von Gott, sondern von uns selbst. Die Frage, ob das stimmt, hat mich seit meiner Jugend nie mehr losgelassen.

Viele Schriftsteller halten ihre unglückliche Kindheit für ihr grösstes Kapital, nach dem Motto: «Wer nicht gelitten hat, hat nichts zu sagen.» Bei Ihnen sucht man vergebens nach biografischen Verwundungen oder Abgründen.

Ich habe ja ein schlechtes Gewissen, dass ich Ihnen da so wenig anzubieten habe. Aber das ist wohl auch eine Generationenfrage. Nehmen wir zum Beispiel Jonathan Franzen, Zadie Smith und Jonathan Safran Foer. Alle drei kenne ich ein wenig, und soweit ich sehe, hatte keiner von ihnen einen Bruch der spektakulären Art in der Kindheit. Für eine gewisse Art feuilletonistisch-psychologischer Exegese ist das schwer auszuhalten. Aber es gibt eben viele Arten von Verzweiflung. Das grosse biografische Problem von Franzen war, dass er ein lebenswürdiges Elternhaus und eine gelungene Kindheit literarisch produktiv machen musste – was ihm gelungen ist. Die deutsche Literatur ist immer noch geprägt von den Recken der Flakhelfergeneration, in deren Jugend es auch äusserlich dramatisch zugeht. Die jüngeren Schriftsteller kommen oft aus einem Milieu, das man gemeinhin gutbürgerlich nennt. Da hat man in Interviews eben nicht so drastische Dinge zu erzählen. Sogar wenn man sie erlebt hätte, würde man nicht darüber sprechen. Ob das für die Literatur schlecht ist? Auch Goethe hatte doch eine undramatische Kindheit.

In einer Poetikvorlesung haben Sie mal darüber nachgedacht, warum Schriftsteller ständig über Fussball schreiben wollen: «Es ist eine späte Rache dafür, dass sie in der Schule immer die Letzten waren, die in die Mannschaft gewählt wurden; sie und der kleine Kerl mit der grossen Brille, der Asthma hatte und heute die europäischen Hyundai-Werke leitet, während die tollen Typen von damals ihr Auskommen an Zapfsäulen finden und fragen, ob sie noch mal über die Scheibe wischen sollen. Wie befriedigend, dass das Leben die Hierarchien umkehrt.» Wo standen Sie in der Hackordnung Ihres Schulhofs?

Ich war nicht besonders cool, natürlich nicht. Ich habe nicht geraucht und bin auch nicht viel auf Partys gegangen. Ich habe lieber gelesen, aber ich war nicht wirklich ein Aussenseiter. Ich hatte das Glück, auf einer Schule zu sein, wo es einige gab, die viel gelesen haben, und die anderen hatten nichts gegen das Lesen. Keiner hat mir das Leben schwergemacht.

In «F» schildern Sie, wie ein furchtsamer Jüngling versucht, ein schrecklich dickes Mädchen zu befangen, um endlich eine se-

Daniel Kehlmann

Dass er heute Millionen auf dem Konto hat, war lange nicht absehbar. Als Daniel Kehlmann, Sohn eines Regisseurs und einer Schauspielerin, mit Anfang zwanzig begann, Romane wie «Beerholms Vorstellung» und «Mahlers Zeit» zu veröffentlichen, lagen seine Bücher wie Blei in den Regalen. Auch zu seinen Lesungen kamen oft nicht mehr als fünf, sechs Besucher. Erst mit seinem 2005 erschienenen und jüngst fürs Kino verfilmten Megaseller «Die Vermessung der Welt» kam der in München geborene Wahl-Berliner zu Reichtum und internationaler Prominenz. Wird der heute 38-Jährige mal wieder mit Begriffen wie «Wunderkind» oder «Jungstar» belegt, reagiert er mit einem historischen Verweis: «Mit 32 hat, wenn ich mich nicht täusche, Jesus seine Bergpredigt gehalten. Ich habe noch keinen sagen hören, das sei ein Jungprophet gewesen.»

xuelle Erfahrung vorweisen zu können. Haben Sie ähnlich Sterbenspeinliches erlebt?

Das sexuelle Heranwachsen ist ein Weg, der durch viele peinliche Situationen führt. Alles wird allmählich ein bisschen weniger peinlich, dann wird es akzeptabler, und man kommt sich nicht mehr ständig lächerlich vor. Ich bin schon froh, dass ich nicht mehr so bin wie mit sechzehn, aber ich finde es wichtig, sich das Wissen zu erhalten, dass man dennoch zu einem guten Teil derselbe geblieben ist. Den Zugang zu dem Menschen, der ich früher war, möchte ich nicht verlieren. Es tut dem Schreiben gut, die Verbindung zu halten zu den Teilen der Adoleszenz, über die man eigentlich nicht mehr nachdenken möchte. Ich weiss, ich bin Ihrer Frage ausgewichen.

Bismarck schreibt in seinem Tagebuch: «Habe die ganze Nacht durchgehasst.» Kennen Sie das?

Natürlich. Ich kann sehr gut die ganze Nacht durchhassen und am nächsten Tag stundenlang schlechte Laune haben. Ich brauche das Schreiben dringend für meine Stabilität. Wenn ich schreiben kann, bin ich ausgeglichen. Wenn ich über längere Zeit nicht zum Schreiben komme, fühle ich mich aus der Balance.

Über Computerspiele sagten Sie mal: «Von «Tomb Raider» habe ich drei Teile durchgespielt und zwei weitere begonnen. Nach dem Zocken konnte ich kaum glauben, dass ich drei Wochen damit verbracht hatte, in einer erfundenen Pyramide herumzukriechen.» Findet man Sie noch am Joystick?

Auf meiner Playstation gibt es noch «Grand Theft Auto» und das vorletzte «Tomb Raider», aber ich spiele seit Jahren nicht mehr. Ich bekomme davon brennende Augen und

werde nervös. Ausserdem werde ich mit diesen Zwei-Daumen-Joysticks nicht froh. Ich kriege das nicht hin, zu meiner Zeit hat man Spiele mit nur einem Joystick gesteuert. Ich werde alt.

Haben Sie einen emotionalen Ersatz für Computerspiele gefunden?

Ich sehe mir immer noch viele Blockbuster an, immer in der Hoffnung, dass es wenigstens spannend wird, obwohl auch die seit ein paar Jahren immer platter und uninteressanter werden. Eine beeindruckende Ausnahme war zum Beispiel «World War Z» von Marc Forster. Dieser Film hat eine unglaublich bedrängende Kraft. Das Herzklopfen hört gar nicht auf.

Das Thema ist: «Zombies überrennen die Welt».

Die grossen Motivkomplexe der Populärkultur sind Metaphern für etwas, was die Menschen auf eine tiefe Art beschäftigt. Gespenstergeschichten erzählen davon, dass in unseren Häusern Dinge geschehen sind, von denen wir nichts wissen, schreckliche Dinge zum Teil, und das macht uns Angst. Oder der klassische Teufelspakt: eine Metapher dafür, dass der Mensch bewusst seinen eigenen Nachteil wählen kann. Es handelt sich ja per definitionem um einen Vertrag, durch den man etwas Beschränktes bekommt und etwas Unendliches verliert. Ewige Verdammnis kann niemand wollen, und doch ist der Mensch das Wesen, das das absolute Unglück wählen kann. Aber wofür steht der Zombie? In fast allen Zombiefilmen gibt es eine Figur, die eben noch normal war, ein Freund oder Familienmitglied, häufig auch der Lebenspartner, der plötzlich den Helden angreift und von diesem gnadenlos und ohne Reue niedergeknallt wird. Genau dieser Moment, der wie eine dramaturgische

Schwachstelle wirkt, ist der, um den es eigentlich geht. Der Zombie als Figur ist eigentlich uninteressant, er hat keine Aura, aber genau darum geht es: Durch ihn können wir Mitmenschen als seelenlose Wesen sehen, die man ohne Mitleid wegballern kann. Für einen Psychopathen wären alle Menschen Zombies, genau das konstituiert den Blick des Psychopathen auf seine Mitmenschen. Der Zombiefilm erlaubt jedem von uns den Blick des Psychopathen. Das ist nicht schön, aber ich glaube, es stimmt.

Weinen Sie im Kino an den dafür vorgesehenen Stellen, an anderen oder gar nicht?

Weine ich im Kino? Ich kann mich nicht erinnern. Als Kind habe ich bei «Bambi» geweint, aber das ist doch normal. Alle Kinder weinen bei «Bambi».

Weinen nicht viele nur noch im Kino, weil ihre Empfindungsfähigkeit ausschliesslich auf Dramaturgie anspricht?

Das ist schon richtig. Was mich im Kino gerührt hat in der letzten Zeit, war zum Beispiel der Schluss von «Oblivion», wo Tom Cruise einen Mann spielt, der bewusst in den Tod geht. Es ist ein bisschen unpopulär, Tom Cruise zu loben, aber ich mache das jetzt einfach mal. Er spielt das wirklich bewegend – ab dem Moment, wo er sterben muss, wirkt er plötzlich erleichtert, fast heiter. Wo mir übrigens doch die Tränen kamen, jetzt erinnere ich mich, war bei «Tree of Life» von Terrence Malick. Der Kulminationspunkt des Films ist ja der Satz der Mutter zum Schluss: «I give you my son.» Das ist gleichzeitig ergreifend und abstossend. Man weiss gar nicht, wie man damit umgehen soll. Ich hielt die Idee, dass eine Mutter den Tod ihres Sohnes bejahen kann, weil Gott es so will, für christlichen Fundamentalismus, aber mein Freund Helmut Krausser meinte dann, Gott sei gar nicht gemeint, es gehe um eine grundsätzliche Be-

jahung der Kräfte des Lebens, also eher das alte Amor-Fati-Motiv. Wann hat man das schon, ein Kunstwerk, das einen so radikal herausfordert und einem so eine Frage stellt?

Ihr Vater war 47, als Sie auf die Welt kamen.

Wie alt waren Sie bei der Geburt Ihres Kindes?

35. Seither kann ich Filme nicht aushalten, in denen Kindern etwas zustösst. Das habe ich nicht kommen sehen. Über solche Leute habe ich mich früher immer lustig gemacht. Sogar «Contagion» von Steven Soderbergh musste ich ausschalten. Als ich Soderbergh dann kennenlernte und ihm davon erzählte, nahm er das mit einer fast sadistischen Freude zur Kenntnis. Er hört das wohl öfter.

Wie viele Windeln haben Sie in Ihrem Leben gewechselt?

Bei Botho Strauss heisst es in einem Theaterstück, dass ein Kind ungefähr neuntausend Windeln verbraucht. Ich nehme an, er hat das recherchiert. Wenn die Zahl stimmt, habe ich etwa dreieinhalbtausend gewechselt, und meine Frau liegt mit etwa viereinhalbtausend leicht vorn.

Für welches Problem wären Sie eine gute Lösung?

Da kann ich nicht widerstehen, ich muss Ihnen die präntiöseste Antwort überhaupt geben. Im Idealfall soll der Schriftsteller nicht die Lösung sein, sondern das Problem, er soll nicht die Heilung sein, sondern der Schmerz. Irgendwer hat das mal gesagt. Vielleicht hat es auch niemand gesagt, und es ist mir gerade eingefallen.

Daniel Kehlmann. «F». Rowohlt. 379 S., Fr. 35.90



Rolf Brem

Kunst- und Verkaufsausstellung im terrasse
10.–22. September, von 10 bis 24 Uhr
Vernissage am 9. September, von 17 bis 20 Uhr

«Schönheit festhalten».
So einfach beschreibt Bildhauer Rolf Brem seine gestalterische Leidenschaft. Geniessen Sie im terrasse die greifbare Nähe zu seinen Arbeiten. Wir freuen uns auf Ihren Besuch. Das terrasse ist durchgehend geöffnet.

Besichtigung empfohlen von 15 bis 18 Uhr

terrasse Limmatquai 3 · 8001 Zürich · T 044 251 10 74 · www.bindella.ch



Zentimeter um Zentimeter: Bild des amerikanischen Malers Andrew Wyeth.



Christinas Welt

Von Daniele Muscionico

Vom Himmel gefallen ist sie. Falschfarben und fragil. Rosa, wer trägt schon Rosa, dort, wo Staub zu Hause ist und schattenloses Graubraun? Und gäbe es Wolken, die das Mädchen hätten fallen lassen können? Nichts ist am Himmel. Selbst die Vögel sind ausgeflogen und meiden den Ort. Und nichts ist auch auf der Erde. Weit oben ein schäbiges Holzhaus am Horizont. Eine Scheune, die lange kein Leben mehr sah. Beschreibt dieses Bild eine Flucht? Doch wohin könnte ein Mensch fliehen an diesem gottlosen Ort? An einem Ort, an dem auch der Trost das Weite gesucht hat?

Weite Landschaft kann ein Gefängnis sein. Und Krankheit kann es auch. Das Mädchen ist nicht von dieser Welt, weil unsere Welt die der Gesunden ist. Die abgezehrten Arme, die verdrehte Lage des Oberkörpers, ihre unbeteiligten Beine verraten es: Christina ist gelähmt. Weshalb wir das wissen?

Weil es Christina wirklich gab, ein Opfer der Kinderlähmung, in den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts in Maine, wo der Maler Andrew Wyeth (1917–2009) sommers lebte – und seine junge Nachbarin gemalt hat. 25 Jahre alt soll Christina Olson hier gewesen sein, einen Rollstuhl lehnte sie zeitlebens ab. Wie auch eine ärztliche Untersuchung. Und später, in einem Anfall von Schwäche womöglich, liess sie die Ärzte doch kommen. Dann stand die Diagnose fest, zu spät. Christina kroch weiter, Zentimeter um Zentimeter.

«Christina's World» gehört zum Kanon der modernen amerikanischen Malerei. Das Sujet hat sowohl Stephen King inspiriert als auch in Arthur Clarkes Novelle «2001: A Space Odyssey» Niederschlag gefunden. Und dass David Lynch das Bild kennt, daran besteht kein Zweifel. Doch was ist das entscheidende Geheimnis von Andrew Wyeth und der Wirkungsmacht dieses Bildes? Was bewirkt, dass es sich in unsere Pupillen ätzt, unter die Haut frisst?

Der jungen Frau fehlt das Entscheidende. Das, was den Menschen zum Individuum macht – das Gesicht. Christina hat kein Gesicht, wir müssen es uns vorstellen. Es mag eine Fratze sein, entstellt von Schmerz, Wut und Verzweiflung, aber vielleicht ist ihr Antlitz auch schön. Dass Christina das Gesicht fehlt, macht sie zur Kreatur. Ist es unsere Angst, die uns vor dem Bild bannt, sie könnte sich zu uns umdrehen – und uns für ihre Einsamkeit verantwortlich machen? Denn wer hat sie hier ausgesetzt? Schuldig ist jeder von uns.

«American Modern: Hopper to O'Keeffe», MoMA, New York, bis 26. 1. 2014

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Joël Dicker**: Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert (*Piper*)
- 2 (2) **Alex Capus**: Der Fälscher, die Spionin und der Bombenbauer (*Hanser*)
- 3 (–) **Urs Widmer**: Reise an den Rand des Universums (*Diogenes*)
- 4 (3) **Franz Hohler**: Gleis 4 (*Luchterhand*)
- 5 (–) **Milena Moser**: Das wahre Leben (*Nagel & Kimche*)
- 6 (–) **Lukas Hartmann**: Abschied von Sansibar (*Diogenes*)
- 7 (10) **Gillian Flynn**: Gone Girl – Das perfekte Opfer (*Fischer Scherz*)
- 8 (4) **Jonas Jonasson**: Der Hundertjährige ... (*Carl's Books*)
- 9 (7) **Dan Brown**: Inferno (*Bastei Lübbe*)
- 10 (5) **Martin Suter**: Allmen und die Dahlien (*Diogenes*)

Sachbücher

- 1 (–) **David Och**: Und morgen seid ihr tot (*Dumont*)
- 2 (1) **Duden**: Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut*)
- 3 (–) **Peter Bieri**: Eine Art zu leben (*Hanser*)
- 4 (–) **Annemarie Wildeisen**: Mein Küchenjahr (*AT*)
- 5 (2) **Bronnie Ware**: 5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen (*Arkana*)
- 6 (–) **Rüdiger Safranski**: Goethe – Kunstwerk des Lebens (*Hanser*)
- 7 (–) **Pascal Voggenhuber**: Kinder in der Geistigen Welt (*Giger*)
- 8 (3) **Eben Alexander**: Blick in die Ewigkeit (*Ansata*)
- 9 (4) **Rolf Dobelli**: Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 10 (6) **Ruth Maria Kubitschek**: Anmutig älter werden (*Nymphenburger*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Hofnarr

Nach dem TV-Duell zwischen den deutschen Kanzlerkandidaten Angela Merkel und Peer Steinbrück waren sich die Beobachter einig: Gewonnen hat nicht ein Politiker, sondern Stefan Raab, einer der vier Moderatoren. Er war der Einzige, der Leidenschaft zeigte, der nicht bloss lange eingeübte Sätze rezitierte und der sich nicht mit ausweichenden Antworten zufriedengab. Während die zwei Kandidaten und drei anderen Moderatoren vor allem darauf erpicht waren, keine Fehler zu machen, preschte Raab vor, wo es wichtig war, und fiel sogar der Kanzlerin ins Wort, wenn sie sich um eine klare Antwort drückte. Stefan Raab, der Komiker und Unterhaltungsprofi, erinnerte daran, dass Hofnarren nicht allein dem Amusement dienen, sondern eine wichtige Rolle spielen können. Wir sollten mehr von ihnen haben. (rb)

Literatur

Im Minenfeld von Mutti und Muse

Martin Walser hat einen weiteren Roman über die Widersprüche der Liebe geschrieben. Seine Sprache kommt dieses Mal aber nicht so recht in Fahrt. *Von Pia Reinacher*



Flirrend-entlarvende Pointen: Autor Walser.

Die Performance des 86-jährigen Martin Walser ist ungebrochen. Jahr für Jahr spuckt er ein neues Buch. Ein Könnler, Künstler und Spieler, der sich in den letzten Jahren mit «Muttersohn» (2011), «Über Rechtfertigung, eine Versuchung» (2012) oder «Das dreizehnte Kapitel» (2012) immer wieder selbst übertrumpfte. Es ist eine Mischung aus robuster Schaffenskraft, freischwebender Fantasie und Erlebnissucht, die den deutschen Schriftsteller zu immer neuen Blüten treibt.

Will man sein neues Buch «Die Inszenierung» charakterisieren, ein Kammerspiel um einen Mann zwischen zwei Frauen, muss man ausnahmsweise zum Begriff «Mechanik» greifen, um dann «Handwerk» nachzuschieben. Nicht, weil Walser auf die längst in allen Variationen durchgespielte Grundkonstellation eines Mannes zurückgreift, der nicht anders kann, als sein Liebesleben im Spannungsfeld zwischen Mutti und Muse zu entwickeln. Selbst dem erprobten Dreieck des Mannes zwischen der älteren Gattin, die für die prompte Darreichung des Müeslis zuständig ist, und der jungen Geliebten, deren Kompetenz im professionellen Exerzieren des Geschlechtsverkehrs (GV) liegt, könnte der Dichter immer wieder verblüffende Erkenntnisse abringen.

Dieses Mal aber blinkt hinter der Geschichte allzu deutlich die Konstruktion, und die sonst

so ironisch funkelnde Sprache Walsers will einfach nicht so recht in Fahrt kommen. Es ist ein ausgedachtes Buch eines brillanten Routiniers, aber kein erlittenes und empfundenes. Brennpunkt des Romans ist der Konflikt zwischen dem taumelnden + Augustus Baum, der nach einem Schlaganfall im Krankenhaus liegt, seiner Frau, der Psychologin Dr. Gerda, und der blutjungen Nachtschwester Ute-Marie, die ihm schon bald seine Nächte versüsst. Herausgerissen aus der Inszenierung von Tschechows «Möwe», instrumentalisiert der eitle Regisseur die weiblichen Akteurinnen, um sein Spiel um Liebesucht, Verrat und Abhängigkeit vom Krankenbett aus weiterzutreiben.

Durchhänger verraten die Langeweile

Mit Dr. Gerda führt er kluge Gespräche über das Verblassen der Leidenschaft in der Ehe, die allgemeine Überschätzung des GV und darüber, ob GV mit einer Krankenhausmaus zu Liebe führen könne oder umgekehrt – mit der freigebigen, grell-riskanten Schönen entspinnt er Liebeständeleien über das unerhörte Ereignis, dass er plötzlich erlebe, wie seine «Seele Ohren» habe, wenn er ihr, dem Schatz, nur schon zuhöre.

Natürlich kommt es in den hin und her fliegenden Reden und Gegenreden immer wieder zu flirrend-entlarvend Pointen über das Allzumenschliche der Liebe – farbige, zischend-explodierende Feuerwerke, wie wir sie aus allen Büchern Walsers kennen. Einmal sinniert sein Held über Nacktheit und Gewohnheit und darüber, dass seine Frau ihr Leben für ihn opfern würde – aber ihn im Bad längst nicht mehr unverschämt anlange. Dem stehen aber Durchhänger gegenüber, die den gewieften Handwerker verraten, dem es langweilig geworden ist. Wer nimmt der Krankenschwester schon das Liebesgelspel ab, mit der sie ihre Leidenschaft zum alternden Theatermann als Droge beschwört und die Pausen in ihrem Beisammensein als unerträgliche Erinnerungskatastrophe?

«Inszenierung» ist ein weiteres Denkspiel in der imposanten Reihe von Romanen, die Martin Walser über die Höhenflüge und Niederlagen im Zusammenleben von Mann und Frau vorlegte. Dass es nicht sein stärkstes Buch geworden ist, muss man angesichts des imposanten Lebenswerks dieses Schriftstellers, ohne zu zögern, mit Nachsicht quittieren.

Martin Walser: Die Inszenierung. Roman. Rowohlt. 160 S., Fr. 27.50

Feuerprobe zum Erfolg

An den Orpheum-Musikfesttagen treffen sich die grössten Talente der klassischen Musik. *Von Daniele Muscionico*

Kulturpessimistische Reden schwingen ist **K**en vogue. Doch wer lobt den uneigennütigen Mäzen, die selbstlose Kulturtat? Ohnehin ist die, meint man, am ehesten noch auf dem Dorf zu finden, im engen sozialen Netzwerk eines Männerchors oder Laientheaters. (Eine Feststellung mit kulturpessimistischem Unterton, zugegeben.)

Nun gibt es aber in der Schweiz einen Idealistenzirkel, über den man auf Weltbühnen in den höchsten Tönen spricht. Es ist die Orpheum-Stiftung, die seit mehr als zwanzig Jahren internationalen jungen, hochbegabten Solisten die Chance gibt, sich erstmals vor einem grossen Publikum zu präsentieren – betreut von renommierten Dirigenten an der Seite eines Orchesters von Weltruf. Initiant der guten Sache ist, und das mag überraschen, der Verleger und ehemalige Tamedia-Präsident Hans Heinrich Coninx. Ein Medientycoon als Kulturförderer? Sein Talent auf der Querflöte war stets Geheimsache; und als er einstmals als Solist in der Zürcher Tonhalle auftrat, tat er das unerkannt inmitten des Zürcher Kammerorchesters. Doch seine Antwort in einem Interview auf die Frage, was er mit Geld kaufen möchte, das man für Geld nicht kaufen kann, vergisst man nicht: «Die Fähigkeit, eine Sinfonie zu komponieren.» Coninx hat aus seiner Liebe zur klassischen Musik nie einen Hehl gemacht, übt sich aber in Zurückhaltung, wenn es um seine Stiftung Orpheum geht, die, sagen Kenner, ihresgleichen sucht in ihrer nachhaltigen Art der Talentförderung. Orpheum ist eine typische Erfindung der Stiftungslandschaft Schweiz, ein altruistischer Mix aus Distinktion und Diskretion.

Die Musikfesttage, an welche sich jedes zweite Jahr die Solistenkonzerte reihen, sind kein Wettbewerb, wie das die meisten Festivals sind, die sich attraktiv machen durch die Teilnahme blutjunger Debütanten (besser: Debütantinnen, im nassen T-Shirt). Orpheum, privat finanziert, schmückt sich nicht mit Sex-appeal oder schillernden Namen. Orpheum ist, wenn unter dem Vorsitz von Wladimir Fedossejew die Mentoren Plácido Domingo, Francisco Araiza oder die Dirigenten Christoph Eschenbach (seit der Gründung mit dabei), Lorin Maazel, Matthias Bamert, David Zinman junge Musiker beraten, ihr Beziehungsnetz für sie einsetzen und sie sodann mit einem grossen Klangkörper auftreten lassen. Zinman beispielsweise hat dieses Jahr die 21-jährige Zürcher Cellistin Chiara Enderle empfohlen. Und dies, bevor die Musikerin diesen Februar in Warschau einen der wichtigsten



Distinktion und Diskretion: Förderer Coninx.

internationalen Wettbewerbe gewonnen hat und in Grossbritannien im Juli sodann den renommierten «Pierre Fournier Award».

«Ideelle und moralische Verpflichtung»

Wer von Orpheum auserwählt wird, kann sich glücklich fühlen. Die Konzerte werden vom Schweizer Radio aufgezeichnet und ausgestrahlt, und einen Mitschnitt auf CD erhält man als Starthilfe ins Musikerleben mit auf den Weg. Kein Wunder, lässt sich der inzwischen international erfolgreiche Schweizer Cellist Christian Poltéra zitieren, dass «die musikalische Erfahrung», die er als noch unbekannter Künstler anlässlich eines Konzerts der Stiftung sammelte, seinen «Werdegang beflügelte» habe. Und der Schweizer Pianist Oliver Schnyder, heute auf allen Konzertbühnen zu Hause, bekennt: «Orpheum war mein Startschuss!»

Howard Griffiths hat dieses Jahr die künstlerische Gesamtleitung inne; ein Name, der nicht nur für Qualität, sondern auch für Leidenschaft bürgt. Fragt man ihn, was ihn zu diesem Engagement bewog, spricht er von einer «ideellen und moralischen Verpflichtung», die er wahrnehmen will. Und ist nicht die Schweiz seit je ein Sprungbrett für internationale Talente? Orpheum ist Schweiz-Werbung der besten Art.

11. Internationale Orpheum-Musikfesttage:
Tonhalle Zürich, 6. bis 11. September

Wurzel aus Carla

Von Peter Rüedi

In einem seiner Aufsätze zum Theater, die auf listige Weise bisweilen mehr verwirren als klären, verhandelt Friedrich Dürrenmatt den Gegensatz von Fülle und Konzentration; vom Künstler, der zum Huhn, und dem, der zum Ei tendiert. Dass er selbst den von Reichtum über die Abstraktion stelle, war schon mal geflunkert. In Wahrheit spielt sich alle Kunst zwischen beiden Polen ab, zwischen ausladender Instrumentierung und kammermusikalischer Essenz.

Im Fall von Carla Bley sind die grossen Besetzungen zwar immer noch durchsichtige, glasklar organisierte Verbände (verglichen mit einem, sagen wir: Wagner-Orchester). Aber auch die grosse, ebenso witzige wie tiefsinnige Komponistin hat immer den Wechsel zwischen dem Kargen und dem Opulenten gesucht, zwischen auskoloriertem Tableau und lockerem Aufriss, bei aller sinnlichen Suggestivkraft, die auch ihren Skizzen eignet. Kaum je war die Bley so entspannt und konzentriert wie auf ihrer jüngsten CD im Trio mit dem Saxofonisten Andy Sheppard und ihrem lebenslangen Partner, dem E-Bassisten Steve Swallow. Es ist die erste Aufnahme, bei der sie sich einem Produzenten anvertraut hat, Manfred Eicher, von dessen Label ECM ihre Arbeiten zwar vertrieben wurden, aber unter den selbständigen Marken JCOA und WATT. Im April dieses Jahres fand so im Auditorium des RSI-Radiostudios in Lugano eine Art Wiederbesichtigung mehr oder weniger alter Erfindungen statt (die älteste, das Stück «Vashkar», liegt nicht weniger als ein halbes Jahrhundert zurück).

Sie ergeben ausnahmslos ein Panorama von neuen, unpatinierten, frisch leuchtenden Tableaus, vom sentimentalisch folkloristischen «Utviklingsang» bis zum autobiografischen «The Girl Who Cried Champagne». Eine Art künstlerische Lebensbilanz – meinte das nicht einen Abschluss, wo doch jeder dieser Neuanfänge in ein *open end* mündet. Grosse Einfachheit (auch im Spiel ihrer Partner), keinerlei forcierte Originalität. Grosse Evidenz. So etwas wie die Wurzel aus Carla. (Bei welchem Vorgang als Kollateraleffekt gelegentlich überraschend eine grosse Verwandtschaft mit Thelouious Monk aufleuchtet.)



Carla Bley, Andy Sheppard,
Steve Swallow: Trios.
ECM 2287 372 4551

Top 10

Knorr's Liste

1	The Look of Love Regie: Michael Winterbottom	★★★★☆
2	The Bling Ring Regie: Sofia Coppola	★★★★☆
3	Elysium Regie: Neill Blomkamp	★★★★☆
4	The Lone Ranger Regie: Gore Verbinski	★★★★☆
5	Frances Ha Regie: Noah Baumbach	★★★★☆
6	Now You See Me Regie: Louis Leterrier	★★★★☆
7	Pain & Gain Regie: Michael Bay	★★★★☆
8	Mr. Morgan's Last Love Regie: Sandra Nettelbeck	★★★★☆
9	Feuchtgebiete Regie: Danny Boyle	★★★☆☆
10	To the Wonder Regie: Terrence Malick	★★★☆☆

Kinozuschauer

1 (-)	We're the Millers Regie: Rawson Marshall Thurber -	25 281
2 (-)	Planes Regie: Klay Hall	9560
3 (1)	Pain & Gain Regie: Michael Bay	8168
4 (-)	Feuchtgebiete Regie: David Wnendt	6888
5 (2)	Elysium Regie: Neill Blomkamp	6120
6 (4)	The Smurfs 2 (3-D) Regie: Raja Gosnell	5818
7 (-)	R.I.P.D. Regie: Robert Schwentke	5466
8 (-)	The Mortal Instruments Regie: Harald Zwart	4901
9 (3)	Despicable Me 2 Regie: Pierre Coffin, Chris Renaud	4142
10 (5)	The Lone Ranger Regie: Gore Verbinski	3300

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Hänsel und Gretel (Rainbow)
2 (1)	Oblivion (Universal)
3 (2)	Kokowääh 2 (Warner)
4 (3)	G. I. Joe – Die Abrechnung (Rainbow)
5 (6)	Ich – einfach unverbesserlich (Universal)
6 (4)	Shootout – Keine Gnade (Rainbow)
7 (-)	Arielle, die Meerjungfrau (Disney)
8 (5)	Voll abgezockt (Universal)
9 (7)	Beautiful Creatures (Ascot Elite)
10 (9)	Django Unchained (Sony)

Quelle: Media Control



Pech-Kaninchen: Will Wilder (Moritz Bleibtreu) in «Vijay and I».

Kino

Gefoppte Blinde

Ein Lustspiel-Plot, der eigentlich immer funktioniert: Trauergast an der eigenen Beerdigung zu sein. In «Vijay and I» gelingt's nicht ganz. Von Wolfram Knorr

Die Wirklichkeit ist eine empörende, unvollkommene Angelegenheit. Zum Beispiel kann man nicht mal an der eigenen Beerdigung teilnehmen – um zu hören, was die alten Lebensgefährten und Freunde über einen so dachten und sagen. Gott sei Dank gibt's die Fantasie, die derartige Unzulänglichkeiten wettmacht. Mark Twain etwa lässt seinen Tom Sawyer in den Genuss kommen, seiner eigenen Beerdigung beiwohnen zu dürfen, die ihn dann heftig rührt. Schwänke und Grotesken spielen gerne mit dem Motiv, die Heuchelei von Angehörigen und Freunden im Gelächter zu entlarven. In «Vijay and I» von Sam Garbarski dient der gefakte Tod, mit allen Komplikationen und Verwechslungen, einer Beziehungsrenovation, nach dem Motto: Mit dem «fremden» Auge sieht man besser. In Shakespeares Hosenrollen-Komödien wie etwa «Die beiden Veroneser» wird das zur hohen Kunst.

Will Wilder (Moritz Bleibtreu) träumte von einer grossen Karriere in New York, landete aber als kostümiertes Pech-Kaninchen in einer US-Kindersendung. Jetzt wird er auch noch vierzig, und weder sein Agent noch Gattin Julia (Patricia Arquette), noch Teenie-Tochter Lily (Catherine Missal) denken daran. Wütend, über die Dreharbeiten und die Familie, verlässt er das Studio, um sich mit seinem Kumpel, dem Inder Rad (Danny Pudi), zu besaufen.

Unterwegs wird ihm sein Wagen geklaut. Am nächsten Morgen, noch halb betrunken, erfahren Rad und er aus den TV-Nachrichten, dass er, der bekannte Comedy-Mime, bei einer Kollision mit einem Tankwagen komplett verbrannt sei. Will ist sprachlos und entschliesst sich, aus Frust über die Familie und Freunde, als Inder Vijay Singh mit Bart und Turban auf seiner eigenen Beerdigung zu erscheinen, um endlich mal zu erfahren, wie über ihn wirklich gequatscht wird.

Aus dieser Lustspiel-Konstellation, deren Witz darin besteht, dass der Zuschauer eingeweiht ist, zum geheimen Kumpel gegen die agierenden Figuren wird, bezieht Sam Garbarski seinen Humor. 2007 gelang ihm mit der schrägen Komödie «Irina Palm» mit Marianne Faithfull, die in einem Pornoschuppen kräftig Hand anlegt, ein Publikumshit. «Vijay and I» hat nicht ganz das Potenzial, den Erfolg zu wiederholen. Der in Bayern geborene Garbarski, der heute in Belgien lebt, konstruiert sein Lustspiel aus den Tiefen des Gemüts, während das Verwechslungsmotiv viel Situationskomik verlangt. Der Jux mit der eigenen Beerdigung erfordert Tempo, Leichtigkeit, Schwerelosigkeit. Garbarski und seine Autoren Philippe Blasband und Matthew Robbins aber können sich nicht recht zwischen einer melancholischen Romanze und irren Konstellationen

entscheiden, die durch die gefoppten Figuren entstehen und die Handlung vorantreiben.

Die Betonung des Melancholischen enthüllt den Plot als unglaublich (was nicht sein darf): So sieht Moritz Bleibtreu als Inder immer noch aus wie Moritz Bleibtreu. Sein ganzes soziales Umfeld muss also aus lauter Blinden bestehen. Aber vielleicht war das Garbarskis Absicht? ★★★☆☆

Weitere Premieren

White House Down — Das Beste an Roland Emmerichs jüngstem Disaster-Movie ist Channing Tatum als Sicherheitskerl John Cale, der sich um eine Stelle beim Secret Service bewirbt, aber abgelehnt wird. Schmollend und traurig, macht er dafür mit Töchterchen Emily eine Sightseeing-Tour durchs Weisse Haus – und selbst der beschränkteste Zuschauer weiss natürlich, was das heisst und was kommt: Er, der Abgelehnte, der mit der Tochter über den heiligsten Boden der USA flaniert, wird diesen vor den Terroristen retten – ach was: das gesamte Land! Und der Präsident (Jamie Foxx) wird am Ende sagen, dass er ohne Cale gar nichts mehr machen kann; und dazu flattert die Fahne im Wind. Die Story ist hanebüchen, der Patriotismus und Channing Tatums Mimenleistung sind es auch; nur das Zerdeppern wertvoller Möbel ist ulkig, das Weisse Haus wird zum antiautoritären Kinderladen. ★★★☆☆



Wissen, was kommt: «White House Down».

Fragen Sie Knorr

Charles Bronson, vor zehn Jahren gestorben, würde dieses Jahr 92. Ich kenne nur wenige seiner Filme, aber natürlich «Spiel mir das Lied vom Tod». Wie schätzen Sie ihn ein, und welche Filme sind sehenswert? R. M., *Renens*

Bronson war verschlossen wie eine Auster, aber hatte eine erstaunliche Leinwandpräsenz. Mit einem Gesicht wie eine verschrumpelte Kartoffel und seinem Knurrhahn-Image fand er rasch Sidekick-Rollen in Hor-



Lovely Louise — Die achtzigjährige Louise (Annemarie Düringer) und ihr Sohn André (Stefan Kurt), Mitte fünfzig, leben mit biedermeierlicher Genügsamkeit in einer gemeinsamen Wohnung. Sie glauben aufeinander angewiesen zu sein; er fühlt sich ihr verpflichtet, weil sie auf ihre Karriere als Mimin verzichtete; sie, weil aus ihm nichts Rechtes geworden



«Typische» Schweizer: «Lovely Louise».

ist. Er fährt Taxi und widmet sich sonst seinem Hobby, der Modellfliegerei; sie spielt noch ab und an in regionalen Theateraufführungen. Der Lebenselan ist in Routine verkümmert, bis eines Tages der vitale Kraftkerl Bill (Stanley Townsend) in ihr introvertiertes Leben dringt und mit dem entfernten Hauch eines Falstaff ihre philiströse Enge sprengt. Bill outet sich als zweiter Sohn, den Louise in den USA zurückliess. André ist perplex, sieht seine Mutter mit anderen Augen und emanzipiert sich. Bettina Oberlis neuer Film ist ein durchaus gelungenes Porträt des «typischen» Schweizer – hin- und hergerissen zwischen Flucht nach innen, Einbergen in der Ackerfurche, und gleichzeitiger Sehnsucht nach Welt. Vor allem spielt Stefan Kurt diesen Typus hinreissend: das stille Glück bewahren und mit seinem Hobby leidenschaftlich das Wolkenkuckucksheim überwinden. Allerdings werden durch seine Präsenz die Mitspieler zu Trabanten und sind keine überzeugenden Antipoden. ★★★☆☆

ror-, Mafia- und Westernfilmen. Auch wenn er als Mundharmonika-Spieler («Spiel mir das Lied vom Tod») unvergessen bleibt, machte ihn «Death Wish» («Ein Mann sieht rot», 1974) als Selbstjustiz-Rabiatikus zum Star. Als radikaler Aussenseiter drehte er auch sehenswerte Filme. Einer der besten ist «Le passager de la pluie» (1970) oder «Mr. Majestyk» (1974). Er wird als «Kanalarbeiter» der späten B-Movies unterschätzt.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Die Schweiz zum Meditieren

Von Rico Bandle

Mehrere Millionen Franken bezahlt die Schweiz jährlich an 3sat, im Gegenzug verpflichtet sich der Sender, zehn Prozent des Gesamtprogramms aus Schweizer oder teilweise Schweizer Inhalten zu bestreiten. Zum grössten Teil bedeutet dies: 3sat wiederholt Nachrichten- und Kultursendungen aus dem regulären SRF-Programm. Eine einzige Schweizer Sendung allerdings wird exklusiv für 3sat produziert: «Schweizweit» heisst sie und wird immer samstags um 15.45 Uhr ausgestrahlt – nicht gerade der attraktivste Sendeplatz.

Womöglich ist das auch gewollt. Die letzten beiden Sendungen, die für diese Kritik angeschaut wurden, hatten fast denselben meditativen Charakter wie jene Füllprogramme, die mitten in der Nacht oder frühmorgens kommentarlos abgespult werden: Wetterkameras, gefilmte Kaminfeuer, Flugbilder. Fairerweise muss erwähnt sein, dass es sich bei diesen zwei Sendungen um die letzten Folgen aus dem Sommer-Spezial-Programm handelte – wer weiss, vielleicht ist «Schweizweit» sonst ja eine Sendung voller Rock'n'Roll.

Eine der beiden Folgen dokumentierte das Geschehen in einem Blumengeschäft. Eine halbe Stunde lang. «Durch die Art des Bindens geben wir dem Strauss Poesie und Charakter», sagte ein Florist. Zudem erfuhr man, dass die Sträusse ganz anders würden, nähmen die Kunden die Vase mit ins Geschäft, was durchaus erwünscht sei.

Die zweite handelte von der Montreux-Oberland-Bahn. Eine alte Frau, die am Geleise wohnt, erzählte: «Ich kann mir mein Leben ohne den Zug nicht vorstellen. Es beginnt bereits am frühen Morgen. Schon im Bett sage ich mir: «Oh, der erste Zug kommt in einer Viertelstunde.» Ein Fahrgast sagt, dass man eine gewisse innere Ruhe brauche, um eine Reise zu geniessen, und spricht von einer «optischen und emotionalen Läuterung» im Zug. Dasselbe könnte man von dieser Sendung sagen, die ausschaut, als wäre die (Fernseh-)Welt vor dreissig Jahren stehen geblieben.

Schweizweit: samstags, 15.45 Uhr, 3sat.

DJ ANTOINE TANJALA
MARCO BERTO ACEE MIKE CROIX
MR. DA-CANZ
PAPI ELECTRIC SONDYS
TATANA
YVES
DJ CRUZ SANTIAGO CORTÉS
SMASH FX M-LIVE
TONI GRANELLO
REMADEY & MANU-L
FLAVA & STEVENSON, JACK HOLIDAY UND EVELYN



DJ
NIGHT

DIE BESTEN DJS NUR MIT RADIO 105

DIE PARTY: FR 20.09.2013,
X-TRA ZÜRICH.

JETZT 105 HÖREN UND TÄGLICH
SOFORT-TICKETS GEWINNEN ODER
VIA SMS AN DER VERLOSUNG TEIL-
NEHMEN.

SENDE EIN SMS AN DIE NUMMER 84141 MIT DEM TEXT
DJ NIGHT, DEINEM NAMEN UND DEINER KOMPLETTEN
ADRESSE, 1 FR. PRO SMS. VIEL GLÜCK.
INFOS UND GRATISTEILNAHME AUF 105.CH.

RADIO 105 EMPFÄNGST DU IN DER GANZEN DEUTSCHSCHWEIZ AUF DAB+
UND IM KABELNETZ SOWIE IN ZÜRICH AUF 93,0FM ODER AUF WWW.105.CH



**DIE CD ZUM EVENT AB
DEM 06.09. IM HANDEL**

Preise für gute Menschen

Flamme des Friedens für den polnischen Botschafter; «Alternativer Nobelpreis» in Zürich; Polo in Baku. *Von Hildegard Schwaninger*



In Bergdietikon: Herta Margaret (M.) und Sandor Habsburg-Lothringen (l.), Jaroslaw Starzyk.

Kaiserlich-königliche Hoheiten kamen letzten Samstag ins zehn Minuten von Zürich entfernte Bergdietikon. Dort besitzt **Hanns Bachlechner** eine Galerie mit einem 5000 m² grossen Skulpturenpark, wo er seit 2008 zeitgenössische Künstler aus aller Welt ausstellt (vorher war die Galerie in Weinigen). Gegenwärtig zeigt er Werke von Professor **Jan Janczak**, einem künstlerischen Multitalent aus Polen. Der 75-Jährige ist Maler, Plastiker, Dichter und Filmemacher; für Bachlechner ein «Genie».

Die Ausstellung steht unter dem Patronat des polnischen Botschafters in Bern **Jaroslaw Starzyk**, dem an diesem Abend die Flamme des Friedens überreicht wurde. Durch **Herta Margaret Habsburg-Lothringen**, die seit November 2011 mit **Sandor Habsburg-Lothringen** vermählt ist, einem Sohn von **Dominic Habsburg**. Die beiden leben in New York und kamen extra nach Bergdietikon. Herta Margaret Habsburg-Lothringen ist Initiatorin der Flame of Peace, einer gemeinnützigen, überparteilichen, religionsunabhängigen Vereinigung mit dem Zweck der Förderung des Friedens. Von **Barack Obama** wurde die österreichische Aristokratin mit dem President's Volunteer Service Award ausgezeichnet. Die Flamme des Friedens wird an Menschen verliehen, die sich um den Frieden verdient gemacht haben. Jaroslaw Starzyks

Einsatz gilt seit Jahren der Freundschaft zwischen Polen und der Schweiz.

Ein Preis, mit dem Gutes vergolten wird und der sich etwas grossspurig «Alternativer Nobelpreis» nennt (der echte Nobelpreis ist mit fast einer Million Euro dotiert, der alternative mit 50 000 Franken), wird demnächst in Zürich vergeben. **Jakob von Uexküll** gründete 1980 den Right Livelihood Award mit dem Ziel, die Arbeit derjenigen auszuzeichnen, die für Probleme unserer Zeit direkte und praktische



Lösungsvorschläge: Jakob von Uexküll.

Lösungsvorschläge anbieten. Stiftungsratspräsidentin ist **Annette Ringier** (Verlag). Eine Ehrung des Preisträgers, der Ende September verkündet wird, findet in der Zürcher Galerie Ivo

Kamm statt. **Jakob von Uexküll** führt mit Verlegerin **Anne Rüffer** ein Gespräch zum Thema «Menschen für eine bessere Welt». Den *apêritif dînatoire* spendieren der Orthopäde **Hans Scherrer** und seine Frau **Inèz**. Grund: «Wir finden das etwas Nachhaltiges. Ab einem gewissen Einkommen hat man eine gewisse Verantwortung gegenüber den Mitmenschen.»

Der nimmermüde Polo-Freak **Reto Gaudenzi** organisiert kommende Woche erstmals ein Poloturnier in Baku/Aserbaidschan. Baku ist ja mittlerweile eine dynamische Glitzerstadt wie Dubai und Doha. Eine grosse Sache, alle Plätze sind ausverkauft. RTL drehte über den Transport der Pferde von Argentinien nach Baku einen 45-Minuten-Film. **Guido Tognoni** (früher Fifa, heute gefragter Fussballexperte am TV) organisiert für Gaudenzi die Medienarbeit, womit das Turnier fest in Engadiner Hand ist. Weil der Turniersponsor eine Handelskette namens Milla ist, wird als Stargast **Milla Jovovich** eingeflogen. Das freut nicht nur den bekennenden Frauenfreund Gaudenzi.

Das könnte ein neuer Stern am Schweizer Humoristen-Himmel sein: **Dominik Brülisauer**. 1977 geboren, ist er in Pontresina aufgewachsen, hat Kunst, Medien und Gestaltung studiert und kann es punkto lustig mit Grössen wie **Mike Müller** und **Beat Schlatter** aufnehmen. Sein Buch «Schallwellenreiter»



Adrenalinschübe: Autor Brülisauer.

(Stämpfli-Verlag) ist ein Lebensratgeber, wie man «Dank Musik besser durch den Alltag» kommt. Vor allem ist es lustig. Beschreibt den Zustand der Welt aus der Sicht eines 35-Jährigen, der gern Frauen hat, gern auf Partys einen zu viel hebt, kein Heiliger ist, aber gern ein Held wäre. Seine Analysen der Society (obwohl er, wie er selber sagt, dort nicht verkehrt) sind messerscharf, und der Blick des (relativ) jungen Mannes auf die Schönheitschirurgie ist gnadenlos. Apropos Musik: Adrenalinschübe findet der Jungschriststeller bei «I'll Be Ready» von **Jimi Jamison** wie bei der Orchester-suite Nr. 3 D-Dur von **Johann Sebastian Bach**.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Ein Prachtskerl im Osten

Der Allrounder Beno Anderegg, 31, suchte sein Liebesglück – wie so viele andere Schweizer – in der Ukraine. Ohne Irina, dafür aber mit neuen Einsichten kehrte er nach Hause zurück.



Sie sind auch lockerer: Beno und Irina.

Beno Anderegg: Über die Ukraine wusste ich eigentlich nur, dass die Leute eher in Armut leben und es dort viele herumstreunende Hunde gibt. Das Land war mir sympathisch, auch weil einer der besten Stürmer der Welt – Andrei Schewtschenko – von dort stammt. Was die Frauen anbelangt, hoffte ich, eine zu finden, die besonders schön ist und über weibliche Kurven verfügt. Nicht, dass solche Exemplare nicht auch in der Schweiz zu finden wären. Einige Ex-Freundinnen trafen sehr wohl auf die Beschreibung zu, aber schlussendlich ist es wie mit einem Geschenk: Wenn der Inhalt nicht stimmt, bringt auch die tollste Verpackung nichts.

Sicherlich sind die Schweizerinnen erfolgsorientierter und emanzipierter als die Frauen aus dem Ostblock. Chancen haben Männer, die wissen, wie man mit Schweizer Frauen umgeht: Man soll sie beschützen, aber nicht bevormunden, ihnen eine starke Schulter zum Anlehnen, jedoch auch die volle Unterstützung bieten in allem, was sie so machen wollen. Die Frauen möchten auch, dass man ihnen zuhört und auf sie eingeht – was viele Männer nicht können oder wollen, wie ich immer wieder höre. Und natürlich mögen sie Komplimente, die ernst gemeint sind, und ein manierliches Auftreten, kurz: Es ist keine leichte Aufgabe, den Schweizerinnen zu gefallen.

Vom Aussehen her ist klar, dass ukrainische Frauen mehr Wert auf ihr Äusseres legen. Sie sind auch lockerer und haben nichts dagegen, wenn man sie beim Sonnenbaden oben ohne sieht. Schweizerinnen schieben bereits eine Krise, wenn ich mich nach dem fünften Date schüchtern auf die Bettkante setzen will. Ukrainische Frauen sind häuslich, und ein

Es hat ein wenig geknistert. Aber für eine Verliebtheit braucht es halt doch mehr.

Mann, der für sie sorgt und viel arbeitet, wird sehr geschätzt. Von allen Frauen, die mir im Rahmen der Aufzeichnungen zur Sendung «Liebesglück im Osten» vorgestellt wurden, gefiel mir Irina am besten. Ihr Körper ist der Hammer. Ihr Wesen gefiel mir ebenfalls, obwohl wir uns in meinem kuriosen Englisch und ihrem gebrochenen Deutsch nicht richtig unterhalten konnten. Auch nachdem die Kameras ausgeschaltet waren, hat es ein wenig geknistert. Aber für eine Verliebtheit braucht es halt doch mehr.

Obwohl ich weiterhin Single bin, hat sich die Suche im Osten doch gelohnt. Ich lernte neue und spannende Leute kennen, und die fremde Kultur überraschte mich positiv. Die Gutmütigkeit und die Hilfsbereitschaft gefielen mir; dass die Leute zufrieden wirkten, beeindruckte mich ebenso wie die Trinkfestigkeit der Ukrainer. Ich kam mit neuen Einsichten in die Heimat zurück: In den vergangenen Monaten wurde ich von Schweizer Frauen ausgenutzt, verarscht und mehr.

Früher gab es auch schöne Beziehungen, doch diese gingen auseinander, weil ich ein wildes Leben führte. Auch wenn ich meine Ex-Freundinnen immer geliebt habe, war ich nicht immer treu. Aber man lernt dazu, und heute möchte ich eine wahre und einzige Liebe finden, der ich – ausser einer Villa und einem Ferrari – auch einiges zu bieten habe: Liebe, Zuneigung und Aufmerksamkeit. Mit mir wird es nie langweilig, zudem habe ich ein grosses Herz. Ich trage meine Liebste auf Händen, lasse ihr aber gleichzeitig ihren Freiraum. Darum: Frauen, bitte sofort melden, denn dieses Prachtstück ist bald weg!

Die Sendung «Liebesglück im Osten» wird auf 3+ gezeigt: www.3plus.tv

Protokoll: Franziska K. Müller

Arm des Gesetzes

Von Andreas Thiel —
Manchmal erwischt man Polizisten.



Polizist: Sie wissen, warum wir Sie angehalten haben?

Automobilist: Sie sind von einer Guggenmusik und sammeln Geld für die Fasnacht?

Polizist: Nein ...

Automobilist: Ah, jetzt hab ich's. Sie sind von einer Strassenräuberbande und ...

Polizist: Wir sind von der Polizei und wollen ...

Automobilist: ... mir helfen? Das ist nett, aber ich finde den Weg alleine.

Polizist: Ihr Weg führt durch ein Fahrverbot.

Automobilist: Ja, interessant, nicht wahr? Früher war hier noch keines. Es ergibt auch überhaupt keinen Sinn, hier ein Fahrverbot aufzustellen, denn die wenigsten, die hier durchmüssen, können fliegen.

Polizist: Trotzdem müssen wir Sie büssen.

Automobilist: Wieso müssen? Im Gegensatz zu mir, der ich hier durchmuss, müssen Sie wohl gar nichts. Sie stehen hier nur rum. Hat die Polizei zu wenig Arbeit?

Polizist: Im Gegenteil, wir ...

Automobilist: Also hopp, hopp, an die Arbeit.

Polizist: Unsere Arbeit ist es, Sie zu büssen.

Automobilist: Das kann nicht sein. Sie sollen mich und mein Eigentum schützen.

Polizist: Ich finde die Busse ja auch übertrieben. Aber wir müssen uns an die Gesetze halten, welche unsere Politiker machen.

Automobilist: Wer diese Gesetze befolgt, macht sich mitschuldig.

Polizist: Ich will nicht mit Ihnen über Ideologien diskutieren.

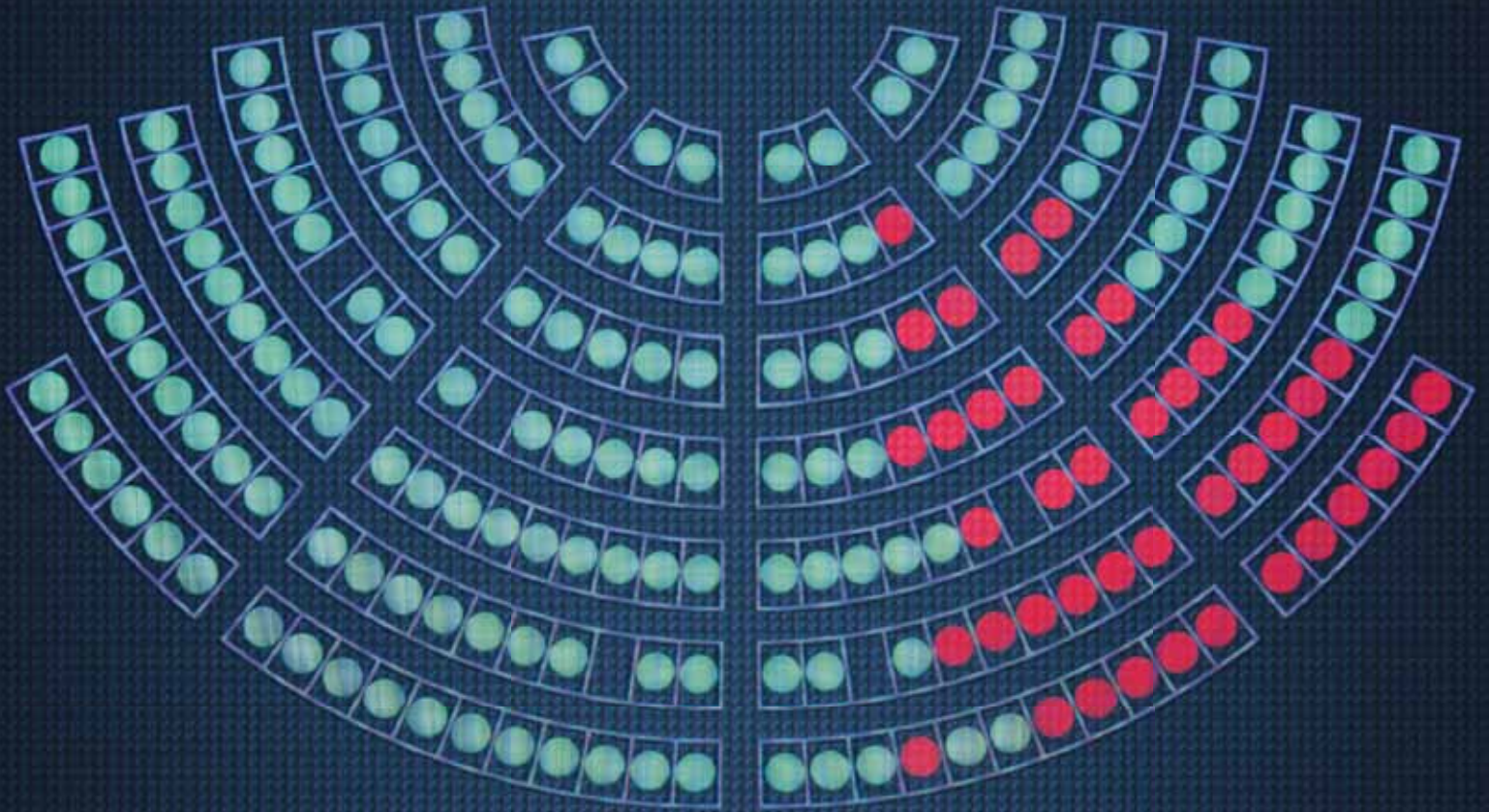
Automobilist: Ich glaube nicht, dass es eine Frage von Ideologien ist, sondern eine Frage der Macht. Oder, was denken Sie, wie viele Parlamentarier der NSDAP beitreten würden, wenn es die einzige Möglichkeit wäre, wiedergewählt zu werden?

Polizist: Sie spekulieren.

Automobilist: Wenn eine Nichtzugehörigkeit zu einer Partei Ihre Karriere nicht nur beenden würde, sondern jede weitere Anstellung verhinderte – würden Sie den Parteibeitritt dann unterzeichnen?

Polizist: Nein.

Automobilist: Meine Busse haben Sie bereits unterzeichnet.



74%

Hammer

23%

My Ass

JUGENDESSION: 14.-17. NOVEMBER

MELDE DICH AN AUF WWW.JUGENDESSION.CH

«Die neuste Eventtechnik»

Philippe Haussener setzt mit dem Klub «Aura» Massstäbe. Im Interview sagt er, was er der Konkurrenz voraushat.



«Der Dank gebührt meiner Mutter Evelyne»: Unternehmer Haussener.

Wie zufrieden sind Sie mit dem bisherigen Geschäftsgang?

Sehr, wir sind gut gestartet. Für die Mehrzahl der Eventkunden ist unsere 360-Grad-Projektion neu. Viele konnten sich nicht wirklich etwas darunter vorstellen, aber sobald sie sie gesehen haben und begreifen, was alles damit machbar ist, kommen sie mit eigenen Ideen.

Warum findet der «Aura»-Klubbetrieb nur samstags statt?

Diese Sparte hat für uns eigentlich die letzte Priorität. Wir nennen den «Klub» ganz bewusst «Aura-Eventsaal», denn zu 95 Prozent wird der Saal für Events genutzt. Alles ist auf Events für bis zu 500 Personen ausgerichtet, aber natürlich kann man in einem Eventsaal auch tolle Feste feiern. Viele Anlässe gehen denn auch in Richtung Fest, die Mitarbeiter der Firmen verziehen sich ja nach dem Nacht-

essen in der Regel nicht gleich nach Hause, sondern möchten noch im geschlossenen Rahmen feiern. Der Grund, weshalb wir den Klubbetrieb am Samstag aufrechterhalten, liegt darin, dass an diesem Tag sehr wenig Firmenanlässe stattfinden, im Gegensatz etwa zum Freitag.

Wie kam das «Aura» zu seinem Namen?

Wir haben lange überlegt und hatten eine ganze Liste mit Namen. Wir wollten wie schon im «Tao's» einen Ort mit einer schönen und besonderen Aura schaffen, und so kamen wir immer wieder auf dieses Wort.

Wer ist für die Inneneinrichtung verantwortlich?

Da gebührt der Dank meiner Mutter Evelyne. Sie ist Innenarchitektin und hat bereits das «Indochine» wie auch das «Tao's» eingerichtet. Sie hat ein besonderes Flair für Farben und ist sonst eher im Ausland tätig.

In den Medien ist immer vom «Nobelklub» die Rede. Sind hauptsächlich Banker Ihr Zielpublikum?

Die Lage am Paradeplatz bringt sicher eine gewisse Exklusivität mit sich, in diesem Segment kennen wir uns einfach besser aus.

Wie schwierig ist es, neue Mitarbeiter zu rekrutieren?

Es ist extrem schwierig, wenn man ein komplett neues Team zusammenstellen muss. Durch unsere bestehenden Betriebe hatten wir den Vorteil, dass wir ungefähr einen Drittel der Mitarbeiter jedes Betriebes mitnehmen konnten. Wir wussten: Auf diese Mitarbeiter ist Verlass. Das Team bestand etwa zur Hälfte aus erfahrenen und zur andern Hälfte aus neuen Mitarbeitern.

Die Konkurrenz in der Stadt Zürich ist stark. Wo ist das «Aura» stärker?

Ein erster Vorteil ist sicher der Standort. Der zweite Vorteil ist die neuste Eventtechnik, und einer der grössten Pluspunkte ist die interne Eventküche. Die meisten Konkurrenten behelfen sich mit einem Catering, das heisst, man muss alles extern zubereiten, dann bringt man das Essen an Ort und Stelle, wo es noch einmal aufgewärmt wird. Bei uns wird frisch im Haus gekocht, und deshalb können wir Kulinarik mit einem besseren Standard und einem grösseren Angebot bieten. Eine Spezialität unseres Restaurants ist Fleisch vom offenen Grill, sommers wie winters. Der Gast sieht das Fleisch brutzeln, das ergibt eine behagliche Atmosphäre.

Was für ein Musikkonzept hat das «Aura»?

Unser Publikum legt keinen besonderen Wert auf die Namen der Künstler oder DJs. Wir haben keine spezifischen Stilrichtungen, sondern versuchen, ein breites musikalisches Spektrum abzudecken: House, R'n'B oder sogar ein wenig Underground. Wenn man den ganzen Abend nur eine Stilrichtung zu hören bekommt, wird es schnell monoton. Wir bieten jedoch jedes Wochenende spezielle Auftritte von diversen Artisten und Künstlern aus der Zirkus- und Show-Act-Szene. Auch hier legen wir grossen Wert auf das Auge und den Faktor Entertainment. Diese überraschenden Auftritte finden beim Publikum grossen Anklang.

Hat auch das «Aura» Members?

Wir haben eine kombinierte Memberkarte, zusammen mit dem «Icon» (dem Klub des «Tao's») und dem «Indochine». Hier haben wir eine Alterslimite von 21 Jahren, im «Icon» sind es 24 Jahre. Die Karte mit drei Logos berechtigt zum Zutritt in alle drei Klubs. Nur die im «Indochine» gelöste Memberkarte bleibt auf diesen Klub beschränkt, weil das «Indochine»-Publikum jünger ist.

Der Unternehmer Philippe Haussener betreibt in Zürich die Klubs «Indochine» und «Icon» sowie die Restaurants «Tao's» und «Asia». Das «Aura» am Paradeplatz ist das jüngste Kind der Tao Group.

Die Fragen stellte Jürg Zbinden.

Gipfel auf Meereshöhe

Von Peter Rüedi



An Fabio Chiarelotto, Winzer in Suvereto, ist also viel aussergewöhnlich wie an seinen Weinen. Der in der Schweiz aufgewachsene Italiener, Historiker seiner Formation nach, beschloss vor rund vierzehn Jahren, sein Glück im Weinbau zu suchen. Als blanker Amateur, wohlverstanden, und nur gerade ein Jahr unter Anleitung des renommierten Beraters Luca D'Attoma. Danach wollte er's selber wissen («In der Toskana delegieren die Besitzer das Metier ja zunehmend an die Techniker»).

Chiarelotto hatte eine Vision, unklar war ihm zunächst nur, wie er die erreichen wollte. Viel Zeit verschwendete er nicht. Bald wurde Parkers damaliger Italien-Experte Galloni auf die ebenso eigenwilligen wie eingängigen Resultate des Newcomers aufmerksam. Kernstück von Montepeloso war eine Lage unmittelbar hinter respektive über Tua Rita, und 2007 erwarb Chiarelotto einen beeindruckenden neuen Weinberg, dank eines Joint Venture mit Silvio Denz (Château Faugères u. a.). Seine Leitidee ist eine integrale Verschränkung von Natur und menschlich-agrokulturellem Erfindungsgeist. Sie materialisiert sich heute in vier Weinen: einer Basis-Cuvée «A Quo», einem wundervollen mediterranen «Eneo» (40% Montepulciano, 40% Sangiovese, ein bisschen Marselan und Alicante) und zwei geradezu einschüchternden internationalen Grössen namens «Nardo» und «Gabbro». «Garagenweine» sind alle, zurzeit: Der neue Keller ist im Bau, aber vorerst wird in einer vollklimatisierten Industriehalle von ultimativer Zweckmässigkeit und Hässlichkeit produziert. Toskana ist nicht gleich Toskana. Auf Meereshöhe, in Suvereto wie in Bolgheri, entstehen andere, «heissere» Weine als im Chianti, und das extreme Jahr 2009 heizte diesem «Eneo» zusätzlich ein.

In der Nase hinter einem fabelhaften Blütenbouquet fast etwas brandig, offenbart er mit dem ersten Schluck seines Schöpfers Sinn für Finesse und Power, Frische und komplexe Vielschichtigkeit: Kirschen, etwas Lakritze und Tabak – ein ganz grosser Wein. Jeden der 95 Punkte wert, den Montepeloso-Fan Galloni dem (gemessen an der Stilhöhe günstigen) Neuner ans Revers heftete.

Montepeloso (Fabio Chiarelotto): Eneo 2009. 15%. Grands Vins Wermuth. Fr. 34.50. www.wermuth.ch

Klassisch feminin

Von Jürg Zbinden

1



1 — Im Jahr 1895 siedelte sich der böhmische Unternehmer Daniel Swarovski im Tiroler Dorf Wattens an, wo er ein Unternehmen zur Verarbeitung von Kristall gründete. Seine neue, mechanische Methode zum Schleifen von Kristall-Schmucksteinen revolutionierte die Modeindustrie. Swarovski wurde zum weltweit führenden Hersteller von präzise geschliffenen Kristallen. Heute kommen die Kristallsteine in der Fashion- und Schmuckindustrie ebenso zum Einsatz wie in der Lichtplanung, der Architektur und der Innenraumgestaltung. Das in mehr als 120 Ländern tätige Unternehmen wird von Familienmitgliedern der fünften Generation geführt. Im Jahr 2011 erzielte Swarovski mit rund 26 100 Beschäftigten einen Umsatz von 2,22 Milliarden Euro. Seit dem Jahr 1965 wird die Schmuckindustrie mit präzise geschliffenen echten und künstlichen Edelsteinen beliefert. Die abgebildeten «Nirvana»-Ringe in Pink und Purple zählen zu den Bestsellern und kosten je Fr. 190.–. Zu kaufen in allen Swarovski-Boutiquen, so auch im Flagship-Store am Bahnhofplatz 7 in Zürich.

2 — Die Eleganz von «Iris Nobile Sublime» aus dem Traditionshaus Acqua di Parma wird

2



3



von der Blüte der Iris pallida mit ihrer königlichen und gleichzeitig zarten Blütenkrone versinnbildlicht. Diese absolut italienische Varietät der Iris ist besonders in der Toskana verbreitet und ist Wahrzeichen der Stadt Florenz. Aus den Rhizomen, die jahrelang getrocknet werden, wird eine besonders rare Essenz extrahiert. Jedes Detail – vom handapplizierten Etikett, auf dem der Name «Iris Nobile Sublime» in der violetten Farbe der Blüte zu sehen ist, bis zum vergoldeten Verschluss – zitiert die Attribute der Kollektion «Le Nobili», der dieses Eau de Parfum angehört. Als Spray im neuen Format (120 ml) für etwa Fr. 228.– erhältlich ab dem 9. September.

3 — Die Magie eines Flakons: 1951 wurde der Flakon mit den Zwillingstauben entworfen, von Robert Ricci und Marc Lalique. Ein Objekt unnachahmlicher Schönheit, das im Jahr 2000 zum «Flakon des Jahrhunderts» gewählt wurde. Die Komposition des ultrafemininen Klassikers ist eine Hommage an die Blumen. «L'Air du Temps»: ein revolutionärer Blumengarten und der erste würzig-florale Duft der Parfümeriegeschichte, geschaffen von Francis Fabron; neu interpretiert mit tiefblauen Linien. Um Fr. 130.– für 100 ml. Im Parfümeriefachhandel.



Auto

Mein Sommer im grossen Jaguar (II)

Britisch, elegant, komfortabel: Wie man angenehm in die Ferien fährt, und warum es dort nicht so warm sein muss. *Von David Schnapp*

Wir hatten es bis nach Chemnitz und Dresden geschafft (*Weltwoche* Nr. 35/13), nun sollte die Familie aber noch ans Meer gefahren werden. Das Ziel war die Insel Usedom an der Ostsee, so etwas wie das Sylt für den Mittelstand. Im Sommer gibt es mittlerweile zwar auch einen Direktflug von Zürich nach Heringsdorf, aber als Autotester fährt man in die Ferien. Und man will es, jedenfalls nach vollendetem vierzigsten Altersjahr, etwas bequem haben.

Diese Voraussetzung erfüllt der Jaguar XJ: Er ist gross, geräumig, luftgefedert und mit viel Holz und Leder möbliert. Das Interieur ist wie das ganze Auto von einer sympathischen Eigenwilligkeit, was sich an der Linienführung oder beispielsweise an der eisblauen Ambientebeleuchtung zeigt. Chrom, Klavierlack auf Kunststoffteilen – teilweise wirkt der Innenraum etwas sehr «Bling-Bling», aber das ist vielleicht der Preis der Eigenwilligkeit.

Auf dem Weg zur Ostsee fährt man um Berlin herum und dann durch Brandenburg, eine flache, wunderbare Gegend, die im Zeichen der sogenannten Energiewende gerade gross-

flächig mit Windrädern versaut wird. Es empfiehlt sich, sich das mal anzuschauen, bei manchem könnte die Begeisterung für diese Art der Stromgewinnung sinken, wenn er einen Eindruck davon gewonnen hat, was sie mit einer Landschaft macht.

Es geht immer ein Wind

Während die Landschaftsbilder des Schreckens draussen vorbeizogen, flog der Jaguar elegant über die Autobahn, was seine Kernkompetenz ist. Der mittels Kompressor aufgeladene Sechszylindermotor beschleunigt zügig und läuft danach wunderbar ruhig. 6,4 Sekunden dauert es bis 100 km/h, dank des Allradantriebs gibt es keine Traktionsprobleme, auch bei nasser Fahrbahn wirkt das Auto souverän.

Denn: Ja, wenn man Ferien an der Ostsee macht, kann es zwischendurch regnen. Das ist das Schöne daran. Ich will es im Auto bequem haben, und draussen soll es bitte nicht mehr so heiss sein. Diese 30, 40 Grad, mit denen man im Mittelmeerraum sommers täglich konfrontiert wird, sind mir zu viel. Auf Usedom weht oft ein frischer Wind von der See her, das ist ausgesprochen angenehm.

Die Qualität eines Autos zeigt sich, wenn man wirklich lange Strecken damit zurücklegt. Nach Hause waren es rund 1550 Kilometer, die ich am gleichen Tag fahren musste. Der XJ blieb bis zum letzten Meter bequem, entspannend und elegant.

Jaguar XJ 3.0 V6 4x4 Portfolio

Leistung: 340 PS, Hubraum: 2995 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: Fr. 124 000.–, Testwagen: Fr. 142 810.–

Zu Tisch

Kräuter des Ostens

Von David Schnapp

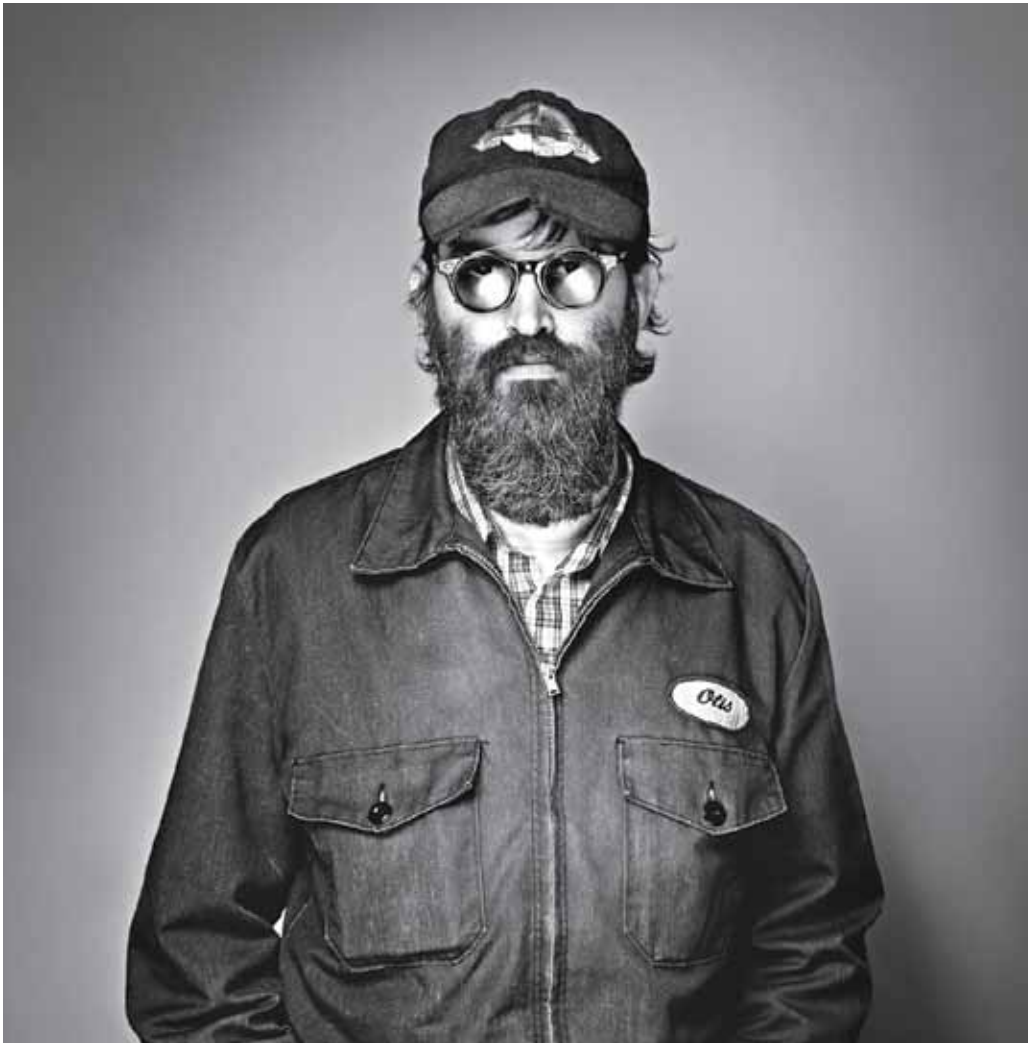


Die Region ist eine der wichtigsten «Zutaten» moderner Küche. Andreas Caminada nimmt in Fürstenua GR Bündner Berglamm, wenn er ein gutes bekommt. Tanja Grandits kocht in ihrem Basler «Stucki» mit Kräutern und Blüten aus dem eigenen Garten, und die Verrückten vom weltbekannten «Noma» in Kopenhagen verarbeiten sogar nur, was im Umkreis von etwa hundert Kilometern um ihr Restaurant wächst und lebt. Derart einschränken wollen sich glücklicherweise aber nur wenige Köche; bei aller Liebe zum Nahen und Nächsten schmeckt Weltoffenheit halt immer noch sehr gut.

In meinen Sommerferien (siehe Artikel links) war ich kulinarisch gesehen nicht gerade auf Trüffeln gebettet. So schön und angenehm der Nordosten Deutschlands landschaftlich und klimatisch ist, denkt man gleichzeitig nicht gerade an diese Region, wenn man von Haute Cuisine spricht. Umso glücklicher war ich über die Entdeckung eines kleinen, feinen Lokals, wo, man ahnt es, der Küchenchef eine regional geprägte Küche der Aromen pflegt. Brian Seifert hat in Berlin gelernt, in Frankreich von neuem gelernt und einige Jahre in grossen Hotels im Engadin gekocht. Seit 2001 betreibt er das «Kulm Eck» in Heringsdorf und hat es zu einem empfehlenswerten Ort gemacht.

Die Zutaten zu seinem Wildkräutersalat mit den tollen schwarzen Nüssen sucht er selber in Wald und Heide. Aber auch Seifert schränkt seinen Radius nicht zwanghaft ein, die perfekt gebratenen Jakobsmuscheln kommen von weiter her, Seifert kombiniert sie mit einer Kokossuppe und Erbsen, was im Ergebnis sehr lieblich bis etwas zu süss wirkt. Hervorragend schmeckte das Filet vom Usedomer Jungbullen, das mit Wildkerbelbutter, Kirschtomaten und Pfifferlingsspaghetti einen handfesten Hauptgang darstellte. Kräftiges Fleisch, die feine Süsse der Tomaten, die Erdaromen der Pilze und die frisch-ätherische Kräuterbutter – Seifert kombiniert sich locker durch die Region, ohne den Blick so gesenkt zu halten. Das ergibt interessante Gerichte.

Kulm Eck: Kulmstrasse 17, 17 424 Seebad Heringsdorf (Deutschland). Täglich ab 18 Uhr, montags geschlossen. www.kulm-eck.de



«Ich sehe zu gut aus? Richtig»: Independent-Rock-Star Everett, 50.

MvH trifft

Mark «E» Everett

Von Mark van Huisseling — Eigentlich befragt unser Kolumnist keine Musiker, deren Werk ihm gefällt (Ausnahme: der Chef der Eels).

Ich denke, Sie haben einen engen Zeitplan, **L**ich fange also gleich an.» (Es ist 16.00 Uhr, vor dem Tourbus, in dem wir uns befinden, wartet bereits eine Kollegin von SRF auf ihren Gesprächs-Slot; um 18.00 Uhr wird er auf der sogenannten Tent Stage des Zürich Openair in Rümlang spielen.) «Okay.» – «Wie geht's?» – «Gut geht's» – «Ich hoffte, Sie würden sagen: «I'm feeling eely» [Ich fühl mich aalähnlich], weil ich Sie das einmal am Radio habe sagen hören und gerne wüsste, wie das ist, sich «aalähnlich» zu fühlen.» – «Ich habe das gesagt?» – «Ja, falls ich mich recht erinnere.» – «Ich erinnere mich nicht. Ich fühl mich ziemlich aalähnlich, ich habe keine Wahl, allerdings. [Seine Band, die im Grunde aus ihm besteht, plus wechselnden Begleitmusikern, heisst Eels.] Ich fühl mich *really eely* [richtig aalähnlich].»

«Nicht dass ich Sie langweilen möchte mit meiner Befindlichkeit, doch ich befrage normalerweise keine Künstler, deren Werk ich gut

finde ...» – «Darum interviewen Sie mich?» – «Nein, andersrum – ich treffe Sie, obwohl ich Ihre Musik mag. Denn meistens bin ich danach ein wenig enttäuscht.» (Diese Erfahrung machte ich, als ich vor Jahren begann, wöchentlich ein Interview zu führen, oft mit einem Star oder so: Die Gesprächserfahrung trübte irgendwie meistens meine Freude an ihren Liedern, Filmen et cetera.) «Das passiert mir auch. Ich versuche zwar, Sachen, die über mich geschrieben werden, auszuweichen, aber das geht nicht immer.» – «Über Sie erscheinen viele Berichte.» – «Wirklich?» – «Ja, 185 Fundstellen, und ich habe nur nach Texten in Zeitschriften und Zeitungen auf Deutsch gesucht.» – «Oh, die kann ich nicht lesen, das sind meine liebsten Kritiken.» – «Ich denke, Sie sind ein Künstler, über den Journalisten gern schreiben.» – «Wirklich, weshalb?» – «Ich glaube, Ihnen wollen sie grosse Fragen stellen. Und darauf hinweisen, dass sie viel

von Musik verstehen. Wie sehen Sie es?» – «Ich weiss nicht, ob ich eine Sicht habe. Journalisten sind ein unvermeidbares ... Ding.» – «Ich meinte, Sie sagen «Übel.»» – «Nein, «Ding»; oder «unvermeidbares übles Ding». Für eine Band wie uns ist es die einzige Möglichkeit, den Leuten mitzuteilen, dass es uns gibt. Also muss man mitmachen.» (Die Eels sind nicht das, was man eine Hit-Band nennt, und ihre Lieder werden selten am Radio gespielt; mehr eine Gruppe, die andere Musiker und Kritiker mögen, sowie zur Mehrheit Männer, die finden, sie haben einen super Musikgeschmack.)

«Jetzt kommen die Padma-Lakshmi-Fragen.» – «Hm, ist lange her.» (Amerikanische Filmschauspielerin, Fernsehmoderatorin und Model, Wikipedia; trat mit ihm auf in einem Eels-Video.) «Geben Sie mir Padmas Nummer?» – «Ich habe sie, aber ich denke nicht, dass sie möchte, dass ich sie weitergebe.» – «Vielleicht hat sie schon eine neue Nummer ...» – «Wahrscheinlich hat sie schon eine neue Nummer.» – «Tut mir leid, dass es nichts wurde mit Ihnen und ihr.» – «Ja, mir auch.» – «Ich denke, Sie waren nicht ihr Typ, Sie sehen zu gut aus ...» – «Ich sehe zu gut aus? Richtig.» – «... sind nicht alt genug, nicht reich und nicht erfolgreich genug.» (Sie war verheiratet mit Salman Rushdie, später zusammen mit Teddy Forstmann, einem Milliardär, der 2011, mit 71, starb; sie ist zudem Mutter einer dreijährigen Tochter, der Vater ist Adam Dell, jüngerer Bruder von Computerunternehmer Michael Dell.) «Sie haben wahrscheinlich recht, danke.»

«Welches ist das beste Buch, das Sie diesen Sommer gelesen haben?» – «Ich lese grade ein Buch über Harry Nilsson.» – «Wer?» – «Harry Nilsson? Der amerikanische Sänger.» – «Kenne ich nicht.» («Ein beliebter Sänger und Komponist in den 1960er und 1970er Jahren», stand in der *New York Times*, als er 1994 mit 52 starb.) «Sie kennen ihn nicht? Hören Sie ihn sich an, Sie werden ihn lieben.» (Habe ich gemacht, er hat recht.) «Welches ist das letzte Album, das Sie gekauft haben?» – «Ich habe nicht das Album gekauft, aber ich sah eine Band an einem Festival letzte Woche, Alt-J, das war eine richtig gute Live-Show.» – «Welche ist die langweiligste Frage, die Journalisten stellen?» – «Diese.» – «Was ist das Wichtigste, was Sie von Ihrem Vater gelernt haben.» (Er und sein Vater – ein Quantenphysiker und Erfinder, er entwickelte 1957 die Theorie der Paralleluniversen – waren nicht nahe: Der 19-jährige Sohn fand den 51-jährigen Vater tot im Bett, nachdem der gestorben war an einem Herzinfarkt; so nahe, schrieb er in seiner Autobiografie, sei er ihm zuvor nie gekommen.) «Ich glaube, persönlich habe ich nichts von ihm gelernt, ausser wie man ein schrecklicher Vater ist vielleicht. Heute verstehe ich, ihn zu schätzen.»

Sein Lieblingsrestaurant: «Mexico City», 2121 Hillhurst Avenue, Los Angeles, Telefon +1 323 661 7227.



Breguet
Depuis 1775

Breguet, créateur.

Erfindung der Breguet Spiralfeder, 1795

Die Spiralfeder steuert den Rhythmus der Unruhschwingungen und reguliert so die Ganggenauigkeit der mechanischen Uhr. Das Modell Tradition 7047PT mit Tourbillon und Antrieb über Kette und Schnecke kombiniert heute die Vorteile der 1795 entwickelten Spiralfeder mit Breguet Endkrümmung und die außergewöhnlichen Eigenschaften des amagnetischen Werkstoffs Silizium. Wir schreiben die Geschichte fort ...

